

Stern der Neger.

Deutschischer Glaubensbote.

Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“.

Erstellt monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frs.

Nr. 4.

April 1901.

IV. Jahrg.

Inhalt:

	Seite	Seite	
Lebensbilder deutscher Missionäre: P. Moriz Thoman (Schluss)	97	Aus dem Missionsleben:	118
Aus unserer Mission:		Vom Herzen Jesu erhört. Bekehrung einer Negerin. Taufe und Tod der beiden Schwestern Saïda und Hamida (Maria und Josefine).	
Der religiöse Glaube der heidnischen Schwarzen im Sudan	102	Bermischte Nachrichten:	122
Gewerbe und Industrie im Sudan	105	Der Sudanese Reichthum. Koptische Taufe. Eine schwarze Jagdgemeinschaft. Chinesisches Wurstfest. Chinesische Hochzeit. Wie die Neger telegraphieren. Der Kantschuk. Conservern der Eier bei großer Hitze.	
Vom Missionschiff Redemptor — Gründung einer neuen Niederlassung	110	Marien-Verein für Afrika	128
Die Zwergvölker Afrikas	111	Abbildungen:	
Legende des Morgenlandes: Der heil. Marcus, Evangelist	113	Unsere Erlösung. — Nilthalansicht. — Der hl. Marcus, Evangelist. — Ein Obelisk. — Kamele.	
Aegypten als Bintercurort	115		

Missionshaus Mühlau bei Brixen — Tirol.

1901.

Um Gotteslohn!

ascetischen und theologischen Inhaltes.

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönern entbehrliche Bücher, wenn auch älteren Datums, besonders

Missionshaus Mühland bei Brixen.

für Ansichtskartensammler!

Jeder, wer uns neue sichere Abonnenten zuführt, erhält über Verlangen ebensoviel schöne Ansichtskarten von Aegypten und Sudan, dortselbst aufgegeben und abgestempelt.

Missionshaus Mühland bei Brixen.

■ Ältere Jahrgänge ■

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K, der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K, der dritte à 2 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 4 Kronen.

Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer mitangeben zu wollen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 26. Februar bis 29. März 1901.)

Für das Missionshaus:

Barbara Kaufmann, Innsbruck für Abonnem.
u. z. E. d. hl. Josef

50.— K.

Johann Weingartner, Bienz

1.— K.

Anna Rühl, Winklern

8.— K.

Aus Bregenz

144.— K.

Rassensäß, Kirchheimbolanden

1.20 K.

Von Bregenz

150.— K.

Von Dornbirn

100.— K.

F. Leitner, Mühland

2.— K.

Luise Krill, Wien

2.— K.

Von Dornbirn

200.— K.

Von Dornbirn

100.— K.

Monsignore A. Ditto, Lenglois

2.— K.

Von Feldkirch

110.— K.

Von Weiler-Klaus

100.— K.

Von Feldkirch

400.— K.

Von Feldkirch

200.— K.

Von Feldkirch

200.— K.

Aus Oberösterreich

544.— K.

Eliabeth Auer, Haag

17.20 K.

Von Bludenz

200.— K.

Von Bludenz

100.— K.

R. Hager, Kooperator, Peuerbach

2.80 K.

Karl Schniger, Obritz b. Haag

4.— K.

Georg Schniger, Obritz b. Haag

4.— K.

Aus dem Montafonthale

400.— K.

Von Johann Zanol, Werkmeister der Baumwoll-Spinnerei gesammelt von seinen Arbeitern und Arbeiterinnen in Thüringen,

Vorarlberg

20.— K.

Aus Oberinnthal

400.— K.

Für heilige Messen:

Barbara Kaufmann, Innsbruck

10.— K.

El. Fröhlich, Uhrweiler

5.82 K.

Anna Rühl, Winklern

1.— K.

Aus Ernstshofen

10.— K.

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Bergell's Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.

Bücherschau.

Die Andacht zum hlst. Herzen Jesu. Für Priester und Candidaten des Priesterthums. Von H. Nold in S. J. 6. Aufl. Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck. Preis K. 1.50 — M. 1.30.

Das vorliegende Buch, für dessen Güte schon die Zahl seiner Auflagen spricht, entstammt der Feder des Professors der Theologie zu Innsbruck, dem Sitzer des "Sendboten" und gleichsam dem Stapesplatz der Herz Jesu-Literatur. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, den Candidaten des Priesterthums, sowie Priestern in dem Büchlein ein Pademecum fürs Leben zu schaffen, in dem sie für ihre eigene, sowie für die ihnen anvertrauten Seelen in kürzer und bündiger Form das ganze Um und Auf der Herz Jesu-Andacht niedergelegt finden. Es ist erstaunlich, wie es der Verfasser verstand, in dem kleinen Büchlein — es zählt nur 291 Octavien — die Geschichte, das Wesen, die Nützung, die Verbreitung dieser Andacht und zwar nichts weniger als oberflächlich zu behandeln. — Der Gedanke, eine Erklärung des Gebetsapostolats beizufügen, war ein glücklicher, sowie auch alle Priester dem Verfasser für den Anhang dankbar sein werden, in dem sie alles Wissenswerte über die Errichtung der beiden Bruderschaften und die Bruderschaftsgebeten vorfinden. — Der Verleger hat das Büchlein seinem edlen Inhalte entsprechend nett ausgestattet.

Peter Barbari, ein Jüngling nach dem Herzen Gottes. Ein Lebensbild, der lieben Jugend, namentlich den Studenten und Mitgliedern der marian. Congregationen gewidmet. Mit 11 Illustrationen. Von Anton Buntig am S. J. Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck. 8°. 291 S. Preis brosch. K. 2.—, geb. K. 2.60.

"Oh, warum sind solche Bücher so selten!" so möchte man ausrufen, wenn man dieses Buch gelesen hat. — Ein Student, ein Herzogowiner, Jüngling des Knabensentinars von Trautnitz wird in dem vorliegenden Buche geschildert — wirklich eine "goldene Seele", ein Jüngling nach dem Willen Gottes, der gewiss der Stolz seines Landes geworden wäre, wenn ihn der Tod nicht so früh hinweggerafft hätte. Eine noch so gute Inhaltsangabe könnte den dem Buche eigentümlichen Reiz nicht wiedergeben. Kurz, es ist ein vorzügliches Buch für jeden Studenten und möchte es nur in die Hand eines jeden gelangen. Auch Erzieher, Lehrer, Eltern werden das Buch mit Nutzen lesen und manche Belehrung darin finden. Die Schilderung von Herzogowinas Land und Leuten, die Bilder aus dem Studenten- und Seminarleben und der gewinnende Stil machen das Buch anziehend. Der Preis ist in Anbetracht der guten Ausstattung mäßig.

St. Paschal's-Büchlein enthaltend ein Lebensbild des Patrons der eucharistischen Vereine und die gebräuchlichsten Andachtssübungen von P. Welch. Lechner O. F. M. 2. verm. Aufl. Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck. Preis br. K. 1.20 — M. 1.20.

Der bestbekannte Redacteur des St. Francisci-Glöckleins hat sich vorgenommen, wie er selbst in der Vorrede sagt, nur ein Werkchen von localer Bedeutung zu bieten, hat sich jedoch übertroffen, denn das Büchlein mit dem ansprechenden Lebensbilde des hl. Paschal und mit den sorgfältig ausgewählten Andachtssübungen dürfte mit Recht vielen, besonders aber den Mitgliedern der eucharistischen Vereine ein liebes Erbauungs- und Andachtssbuch werden.

Gesammelte Goldkörner für alle Jene, die nach wahrer Heiligkeit und Vollkommenheit streben für Vorgesetzte und Untergenieße aus den besten ascetischen Schriftstellern zum

Gebrauche für Exhorten, Exercitien und geistliche Lesungen. 2. Auflage. Durchgesetzt von P. Phil. Seeböck O. F. M. Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck. 8°. 703 S. Preis brosch. K. 3.— M. 3.—; geb. K. 4.— M. 4.

Das nett ausgestattete Buch bringt in tadeloser Uebersetzung gerade das Gediegene aus den ersten französischen ascetischen Schriftstellern. Es wird nicht nur als geistliche Lesung seinen Zweck vollkommen ausfüllen, sondern auch dem Prediger bei Vorbereitung der Predigt wertvolle Dienste leisten. Der Preis ist sehr niedrig.

Henryk Sienkiewicz, Gesammelte Romane. In deutscher Uebersetzung von Clara Hillebrand. Vollständig in 80 Lieferungen à 50 Pfg. Zu beziehen vom Verleger O. Graclauer in Leipzig, sowie durch jede Buchhandlung.

Die Verlagshandlung O. Graclauer in Leipzig hat es unternommen, die Romane des gegenwärtig zum Modeschriftsteller gewordenen polnischen Romanziers H. Sienkiewicz in ihrer Gesamtheit herauszugeben und hat die Herausgabe mit dem Roman "Die Kreuzritter" eingeleitet, dessen 1. Heft uns vorliegt. Sowohl der Verleger wie die Uebersetzerin haben ihre Aufgabe meisterhaft gelöst und alles gethan, die gut gemeinten und dichterisch vollendeten Schöpfungen Sienkiewicz's zur Lieblingslectüre deutscher Familien zu machen.

K. & K. Hof-Drögel-Fabrik Rieger Jägerndorf

lieferet gediegene und billige Kirchen - Orgeln

— Für Missionen und kleine Wohnräume. —

Miniatyr-Harmonium

billigstes, in drei Theile zerlegbares, in einem Koffer verschließbares, leicht transportables Harmonium.

Preis 78 Mark mit Harmonium-Schule. Lieferung franco.

Ueberaus praktisch, gegen Staub geschützt, zweckmäßig und schön.

Illustrierte Prospekte versendet gratis.

Alois Maier, Sulda
Harmonium-Magazin (gegr. 1846).



Inhaber des päpstlichen
Ehrenkreuzes pro Ecclesia et
Pontifice.



Prämiert a. d. Welt-Ausstellung
Chicago und Paris.
Höchster Preis für kirchliche
Kunst.



Ferd. Stulleser,

Altarbauer und Bildhauer für kirchliche Kunst

St. Ulrich in Gröden (Tirol)

empfiehlt

Heiligen-Statuen, Altäre und Kreuzwege aus Holz. Katalog und Preisangabe gratis.

Euer Wohlgeborenen spreche ich hiemit sehr gerne meine volle Anerkennung für die durchweg in kirchlichem Sinne und mit vieler Kunstfertigkeit ausgeführten Bildwerke aus, welche mehreren Kirchen meiner Diöcese zur Zierde gereichen. Ich bitte Sie von dieser meiner Anerkennung jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

Prag, den 20. October 1896.

† Franz de P. Cardinal Schönborn, Fürsterzbischof.

Moderne illust. Wochenschrift
für das deutsche Volk.



Erhältlich jeden Sonntag.
Druck und Verlag der Germania
Berlin C. 2.
Sternschanze 22.

Die Welt

schildert in Bild und Wort die neuesten
Ereignisse auf allen Gebieten, Politik,
Wissenschaft, Kunst, Industrie, Mode,
Haushwirthschaft etc. und bildet dadurch
eine nothwendige Ergänzung zu jeder
politischen Tageszeitung.

Die Welt

soll in jeder katholischen Familie gehalten
werden können, daher der billige Preis
von nur 10 Pf. für das Heft.

Die Welt

ist zu beziehen durch alle Buchhand-
lungen und Postanstalten (Zeitungs-
verzeichnis Nr. 7812), sowie durch die
eignen Agenturen.

Verlag von

A. Riffarth in A.-Gladbach :
Im Schmuck der Myrten. Ein An-
dachtsbuch für Mütter. Von Dr. Ph. Hammer. 12°.
XII und 412 S.

Gehet zu Josef! Gebet und Andachtsbüchlein
für die Verehrer des hl. Josef insbesondere für die Mit-
glieder des Vereines der hl. Familie. 12°. VI und
232 S.

Tropen-Harmoniums

in massivem Gehäuse auf Grund jahrzehnte-
langer Erfahrung gebaut und in allen Theilen
verschraubt und vernietet,
sowie leicht transportable zerlegbare

Harmoninas liefert die Firma

„Schiedmayer, Pianofortefabrik“

vormals J. & P. Schiedmayer,
Kaiserl. u. Königl. Hoflieferanten.

STUTTGART, Neckarstrasse Nr. 12.

Denkbar grösste Widerstandsfähigkeit gegen
Hitze, Feuchtigkeit und Insecten.

Sebast. Kostner, Bildhauer und

Altelier für kirchliche Arbeiten aus Holz,

Zufels - Gröden, Tirol

Prämiert Bozen 1898
empfiehlt sich zur Lieferung von Altären, Kanzeln,
in jeder Größe und jedem Styl, Kreuzweg-
Stationen in Relief etc., hl. Gräber, Krippen-
darstellungen, Statuen und Christusse aus Holz,
fein geschnitten, polychromirt und vergoldet.

Vielle Anerkennungsschreiben von Hochw. Herren liegen vor.
Bitte Preislisten zu verlangen, welche gratis und franko
folgen.

Seb. Kostner.



Deutscher Glaubensbote.

Nr. 4.

April 1901.

IV. Jahrg.

Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. Moriz Thoman.

(Schluß.)

Sie eigentlichen Elefantenjäger machen ihre Sache wieder anders. Diese beschmieren sich mit einem gewissen Oele oder Saftie, dessen Geruch, wie sie sagen, den Elefanten dummk macht. Wenn sie dann einen einzelnen Elefanten auf freiem Felde erblicken, so umringen sie ihn, bewaffnet mit Wurf-pfeilen. Der Neger, der hinter dem Elefanten steht, wirft mit allen Kräften auf ihn los. Dieser dreht sich um und will seinen Feind verfolgen. Aber in demselben Augenblicke wird er von einem andern Neger und dann von einem dritten und so lange verwundet, bis er zu Boden fällt und verendet. Dann reißen sie ihm die beiden Zähne aus und schneiden ihm den Rüssel ab. Mit diesem bescherten sie die Europäer, bei denen er als Leckerbissen gilt. Den Körper lassen sie liegen und verwesen. Das Fleisch ist nicht gut und nur ganz Arme essen davon. Sie schneiden auch die Füße ab, wovon sie das Fleisch weg schneiden, in der Sonne aufhängen und das Fett in ein Geschirr herabträufeln lassen. Dieses Fett ist besonders gut gegen die Gicht.

Wenn jemand einen Elefanten auf fremdem Eigenthum erlegt oder findet, so gehört der Zahn, der die Erde berührt, dem Eigenthümer des Bodens, der andere demjenigen, der ihn gefunden oder erlegt hat.

Ein Erzfeind des Elefanten ist das Nashorn oder Rhinoceros, ein großes, äußerst wildes Thier, das mit einem langen starken Horne über der Nase bewaffnet ist. Seine Haut ist wie mit kleinen Schilden bedeckt, die aber nichts weiter als Runzeln der Haut sind. Dieses Thier sucht dem Elefanten mit seinem Horne unter den Bauch zu kommen, den es ihm ganz aufreißt. Verfehlt es aber seinen Anlauf, so wirft es der Elephant mit seinem Rüssel zu Boden, zerfleischt es mit seinen Zähnen und zertritt es mit seinen Füßen.

An den Seeküsten und in den Flüssen des Kaffernlandes gibt es eine Menge Flusspferde, die auch auf dem Lande leben, hier ihre Jungen werfen und des Nachts weiden. Es sind dies große, wilde und grausame Thiere, die sehr schnell schwimmen und auf dem Lande die Menschen, im Wasser die kleinen Schiffe anfallen. Die letzteren stürzen sie mit einem starken Stoße um oder richten sie wenigstens übel zu. — Die Haut des Thieres ist so dick, daß eine Flintenkugel nicht durchdringt. Die Neger bedienen sich gegen dasselbe des Wurfspeeres. Wenn es auch nur wenig damit verwundet wird, so muß es doch verenden; denn die Fische, wie ich gehört habe, werden von dem süßen Blute und Fleische angelockt und nagen so lange, bis das Thier tot ist. — Das

Flußpferd ist etwas größer als ein Pferd, hat kurze Füße, einen kleinen Schwanz und sehr wenig Haare. Es sieht außer dem Wasser mehr einem Schweine gleich als einem Pferde. Auch sein Fleisch ist dem eines Schweines ganz ähnlich. Da es aber gewöhnlich im Wasser sich aufhält und seinen sehr großen Kopf herausstreckt, der dem eines Pferdes ähnlich ist, so ist ihm der Name Flußpferd gegeben worden.

In dem Flusse Sambesi gibt es viele Krokodile, welche von allen wilden Thieren dieses Landes die schädlichsten sind. Sie lauern immer an den Ufern. Wenn ein Unbehutsamer kommt, um Wasser zu schöpfen oder sich zu baden, so schlagen sie ihn mit ihren langen starken Schweife nieder und fahren damit unter das Wasser. Wenn man auf dem Flusse fährt, muß man sich darum wohl hüten, einen Arm oder ein Bein über das Schiff hinabhängen zu lassen.

Auch Meerschildkröten kommen an der Küste vor und diese sind manchmal so groß, daß man die Schalen derselben nach Afien verhandelt, wo für die Soldaten daraus Schilder gemacht werden. Wenn man sie aber fängt oder fischt, muß man sehr achtgeben, daß man von ihrem spitzigen und giftigen Stachel am Schweife nicht gestochen wird; denn diese Wunde ist nicht leicht zu heilen. Diese Schildkröten legen ihre Eier, die nicht mit einer Schale, sondern mit einer starken Haut bedeckt sind, in den Sand des Gestades. Von einer Schildkröte erhält man oft einen Korb voll Eier. Diese, sowie auch das Fleisch der Schildkröten sind sehr gut und schmackhaft. Auch die Strauße und andere Vögel legen ihre Eier in den heißen Sand, vergraben sie und so werden die Jungen ausgebrütet.

Die Affen finden sich in den Wäldern in großer Anzahl vor; die von mittlerer Größe haben immer sehr schönen Balg, der gewiß unter dem nordischen Pelzwerk seinen Platz behaupten würde. Sie thun keinen Schaden. Die großen aber, welche die Größe eines erwachsenen Mannes haben, sind mehr zu fürchten; sie fallen bisweilen Menschen an.

Außer den schon genannten Thieren gibt es noch große Tiger, die ein Kalb erfassen und damit über eine Mauer springen können; Meru, die eine Art wilder Waldochsen sind und ein gutes Fleisch liefern, Luchsen, Bären und wilde Waldelefanten.

In den Wäldern des Kaffernlandes findet man auch das schönste und beste Federwild. Besonders hervorzuheben sind die Kanzas, eine Art schön braun und weiß gesprenkelter Waldhennen. Am Ufer des Meeres und der Flüsse gibt es Wasservögel, die gleich den Störchen lange Schnäbel und hohe Beine, sehr wenig Fleisch aber schneeweisse Pfauensfedern

haben. Die Mohren ziehen ihnen die Haut ab und schmücken sich damit den Kopf.

Es gibt aber im Kaffernlande zwei Landplagen, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Die erste sind die Termiten oder weißen Ameisen *), welche in den Häusern wie auf den Feldern großen Schaden verursachen, dann, wo sie nur hinkommen, verheeren und zertragen sie alles. Kein Kasten und kein Koffer ist vor ihnen sicher, wenn er nicht von hartem Holze ist. Sie kommen scharenweise, und in wenigen Stunden ist nicht nur der Kasten, sondern auch alles was darin ist, zeragt. Man wendet darum die Vorsicht an, daß man die Füße der Kästen, Koffer, Bettstellen u. s. w. in ein Gefäß voll Wasser oder Asche stellt. So kann man das Seinige retten und auch des Nachts ruhig schlafen, wenigstens vor den Ameisen.

Eine andere Landplage bilden die Mücken oder Schnaken, die einen so großen Stachel haben, daß er auch die Kleider durchdringt. Bei der Tafel hat man einige schwarze Knaben nothwendig, die mit einer Serviette dieses lästige Ungeziefer verjagen, damit man mit Ruhe essen kann. Aber Mitleid erregt der Anblick, wie diese Thiere die armen Neger quälen, die ihre Herren in der Sänfte austragen. Sie stürmen geradezu auf ihren Rücken los und kaum führen sie auf, so läuft das Blut auch schon herunter. Darum schlagen die Neger einander beständig auf den Rücken, um diese Thiere entweder zu tödten oder zu verjagen. Um schlafen zu können, ist es nicht hinreichend, einen Vorhang zu haben; die Europäer bedecken noch den Kopf, Hände und Füße mit einem eigenen Netz.

Um meine Leser nicht zu ermüden, will ich wieder auf meine Lebensgeschichte zurückkommen.

* * *

Fast ein Jahr dauerte es, bis wir sieben Gefangene aus der afrikanischen Mission in Goa anlangten. Wir wurden vom Schiffe durch eine Soldatenabtheilung abgeholt und in das Jesuiten-

*) Die Kaffern verpeisen diese Ameisen; sie rösten dieselben am Feuer und führen sie dann ohne weiteres zum Munde. „Sie schmecken so süß und angenehm, wie die dicke in Del gebäckene Reiskörner“, sagen sie. Um sie zu fangen, machen die Kaffern in deren Bau ein senkrechtes Loch, zünden dann auf der einen Seite ein Feuer an, dessen Rauch sie in das Innere treiben, um die Thiere zum Verlassen ihres unterirdischen Hauses zu zwingen; auf der andern Seite befestigen sie einen Sack an der Öffnung, in welchem die flüchtenden Insekten gefangen werden. Wenn derselbe voll ist, so werden die Termiten ertränkt, dann getrocknet, geröstet und mit großem Appetite verpeist.

collegiumescortiert. Der dritte Stock des Collegiums, wohin alle Jesuiten zusammengesperrt waren, war schon voll. Alle zusammen zählten 130; wir sieben waren die letzten Ankommelinge und mussten, da in keinem Zimmer mehr Platz war, auf den Gängen des Collegiums unser Lager aufschlagen. Im zweiten Stocke waren einige Franciscaner, welche die geistlichen Functionen in der Kirche verrichten mußten, außerdem einige Offiziere und königliche Beamte. Im ersten Stocke war die Militärwache. Wir hatten zum Messfeiern eine Hauskapelle, worin drei Altäre waren, die, wie leicht einzusehen, für soviele Priester nicht ausreichten. Rings um das Collegium war ein Cordon von heidnischen Asiaten gezogen, die in königlichem Solde standen. Diese raubten uns wieder durch ihr beständiges Rufen: Wachet wohl! den nothwendigen Schlaf.

Als alles zur Abreise bereit war, hatten wir inständig, man

möchte uns noch erlauben, beim Grabe des hl. Franz Xaver unsere Andacht zu verrichten. Aber es ward uns verweigert. Dann wurden uns die Kleider, und was wir sonst nöthig hatten, gegeben. Keiner aber durfte in seinen Koffer oder

Reisesack etwas einpacken, wenn nicht ein königlicher Minister und ein Officier, die zuvor alles genau durchsuchten, zugegen waren.

Am 21. December wurden wir in der Nacht unter strenger Militär-bewachung in etlichen zwanzig Booten auf das schon reisefertige Schiff gebracht.

127 an der Zahl

— denn drei waren bereits im Collegium gestorben — wurden wir in der Kammer und auf der linken Seite des Ganges bis zum großen Mastbaum auf dem Schiffe mit Sack und Pack, wie Häringe über-

einander geworfen. Selbst dem Capitän

ging unser Elend zu Herzen, und er ließ dem Vice-

könig sagen, es wäre ihm nicht möglich, auf diese Art die Jesuiten

lebendig nach Portugal zu bringen. Aber da half nichts, und wir mußten wirklich in einer so elenden Lage absegeln. Der Capitän hatte noch dazu vom Vice-

könig den strengsten Befehl, auf der ganzen Reise

nirgends zu

landen, während sonst alle portugiesischen Schiffe, die von

Goa nach Portugal reisen, auf dem Wege wenigstens einmal landen, um frische Lebensmittel zu nehmen und ein

wenig auszuruhen. Zwei Tage und zwei Nächte

konnten wir aus Mangel an Raum nicht schlafen;



Unsere Erlösung.

landen, während sonst alle portugiesischen Schiffe, die von Goa nach Portugal reisen, auf dem Wege wenigstens einmal landen, um frische Lebensmittel zu nehmen und ein wenig auszuruhen. Zwei Tage und zwei Nächte konnten wir aus Mangel an Raum nicht schlafen;

denn wir konnten nur stehen oder aufeinandersitzen. Und doch durste man nicht klagen. Nach und nach wurde unser Gepäck in den zweiten und dritten Stock hinabgetragen; wir hatten also größeren Raum. Jeder suchte alsdann einen Winkel oder ein Plätzchen zu seiner Wohnung. Ich hatte durch besondern Fleiß das Glück, unter eine Kanone zu kommen. Aber auch da fehlten mir noch zwei Spannen Raum, um meine Glieder ausdehnen zu können.

Es war wirklich ein trauriger Anblick. Alte, eisgraue, angesehene, gelehrte, heiligmäßige Männer sah man da auf einer Truhe, dort unter oder über einer Kanone oder auf dem Boden liegen und herumkriechen. Wo man hinsah, begegnete einem nichts als Elend und das größte Elend. Auch diejenigen, die gefährlich krank waren, konnten weder eine gute Arznei, noch eine Labung haben, und diejenigen, die mit dem Tode rangen, hatten sozusagen kaum ein Plätzchen, wo sie ihren Geist aufgeben konnten.

Wegen der großen Hitze und Feuchtigkeit sind unsere Lebensmittel verdorben. In einem Zwieback zählte man vier Arten Würmer oder Insecten. Das Wasser war gelb, stinkend und ebenfalls voll Würmchen. Man musste es durch ein Tuch seihen, um es trinken zu können, und auch da musste man sich die Nase zuhalten. Aber auch dieses so schlechte Wasser wurde nur sparsam gegeben, so dass es nicht hirriichte das verbrannte scorbutische Blut zu erfrischen. Ueberdies wurden wir, wie leicht begreiflich, voll Ungeziefer, das uns Tag und Nacht sehr quälte. Endlich erkrankten viele nicht bloß von den Jesuiten, sondern auch von den Schiffsläutern an Scorbut. Dreihundzwanzig Jesuiten erlagen auf der Reise und fanden auf dem Meeresgrunde ihr Grab. Sie waren aber gewiss glücklicher als wir; denn sie entgingen dadurch all den Leiden, die uns vorbehalten waren.

Nach einer ununterbrochenen Seereise von fünf Monaten sahen wir endlich am 20. Mai 1761 Portugal wieder. Wer hätte nicht geglaubt, dass wir den gewöhnlichsten Gesetzen der Billigkeit gemäß, nach so großem Elende, das wir ertragen, nach Todesgefahren, endlich begnadigt oder wenigstens ins Ausland verwiesen würden! Doch wir haben es erfahren, dass unser bisheriges Elend nur ein Schatten von dem war, was wir nun erdulden mussten. Das arme Jesuitenkleid musste in finsternen, feuchten und abscheulichen Kerkern verfaulen.

Am 21. Mai in der Frühe erquickten wir uns ein wenig mit Lebensmitteln, die uns vom Lande gebracht wurden. Dieses that uns so wohl, aber wir hatten den Bissen noch im Munde, als schon ein königlicher Minister kam, um die mehr beschuldigten Jesuiten von den anderen abzusondern.

Ich wurde immer unter die ersteren gezählt. Meine Hauptverbrechen waren: ein Jesuit, ein Missionär unter den Negern und ein Ausländer gewesen zu sein. — Nachdem die Absonderung geschehen war, wurden wir mehr Beschuldigte, 24 an der Zahl, den 24. Mai 1761 in zwei großen Booten von bewaffneten Soldaten in die von Lissabon drei Stunden entlegene Festung des hl. Julian gebracht.

Wer würde wohl imstande sein, all das Elend, das wir sechzehn lange Jahre in diesen Löchern ertragen mussten, genau zu beschreiben? — Wir saßen da ohne Tageslicht und ohne Luft; denn die Kerkern hatten bloß in der Höhe der Wand eine Öffnung als Fenster, die vier Finger hoch und vier Spangen breit war. Die Thüren waren mit zwei Schlossern und einem festen eisernen Riegel verschlossen. Die beständige Feuchtigkeit, besonders beim Regenwetter, machte, dass alles faulte. Der Commandant sagte auch: „Alles verfault in diesen Kerkern, nur die gefangenen Patres wollen nicht verfaulen.“ Aber er wünschte unser Verfaulen doch nicht; denn er wusste uns durch Recht und Unrecht so zu beizen, dass er nicht nur seine Schulden zahlen, sondern auch Luxus treiben und prächtig leben konnte. Manchmal waren die Gänge vor den Kerkern und die Kerkern selbst so voll Regenwasser, das hereingeronnen war, dass die Leute, die zu unserer Verpflegung bestellt waren, Bretter legen mussten, um zu uns zu kommen. Ich war anfangs mit noch einem Pater in einem so kleinen und engen Kerkern, dass wir kaum ein Plätzchen fanden, wo wir sicher vor dem eindringenden Wasser unser Brevier hätten beten können. — Wir sahen außer den Kerkerrätern keinen Menschen, durften also auch mit niemanden reden. Einen Brief zu schreiben, würde den Kopf gekostet haben.

Der Wille des Königs war, dass wir im Essen, Trinken und Kleidung wie in unseren Collegien behandelt werden sollten. Er ließ auch für jeden Jesuiten täglich fünfzehn Groschen, zwölf für Essen und Trinken und drei für Kleidung, Tabak und andere Kleinigkeiten richtig auszahlen. Wäre dieses Geld in unsere Hände gekommen, so hätten wir anständig leben können. So aber lebten wir sehr elend.

Auf Befehl des Commandanten gaben uns die Handwerksleute der Festung die Kost; die spickten aber ihren Beutel und uns gaben sie wenig. Anfangs war das Wenige noch so zubereitet, dass man es essen konnte, aber nach und nach fehlte es immer mehr an der Zubereitung. Jeder bekam seine Portion besonders. Mittags brachte man uns immer die nämliche Suppe, nämlich Fleischbrühe oder mit dem rechten Namen genannt: warmes, gesalzenes Wasser, worin Brot aufgedämpft war. Um dieses zu essen,

erhielt man keinen Löffel; man sagte, es sei viel appetitlicher, mit den Fingern zu essen. Zur Suppe kamen einige Löffel voll Reis und auf diesem vier höchstens fünf Unzen gesalzenes Rindfleisch, ein Stück Brot und soviel wie ein Seitel Wein. Zum Nachtessen schickten sie einige Schnitten Brot und auf demselben einige Stückchen vom übrig gebliebenen Rindfleisch, das beim Anblick schon Ekel erregte und noch viel mehr beim Essen. Manchmal bekamen wir statt dieses ein Stückchen sehr verfaulzen oder stinkenden Fisch, oder gekochte Kräuter, oder Salat mit einem Ei, manchmal auch rohe Eier; jedesmal aber das Stück Brot und ein Seitel Wein dazu.

Unser ganzes Unglück war der Minister Marquis von Pombal, von dem sich der König von Portugal am Gängelband

führen ließ.

Der König glaubte, Pombal es zu verdanken, dass er noch seine Krone trage.

Der König wie der Minister lebten in beständiger Furcht, gestürzt zu werden. Alles erregte ihren Argwohn; alles war Staatsverbrechen. Man zählte damals in Portugal mehr als 9500 Staatsgefangene. Die Kerker und Festungen reichten nicht mehr aus. Auch die unterirdischen Gebäude

der Minister und Beamten wurden zu Gefängnissen umgeschaffen. Den hohen Adel traf dieses traurige Schicksal am meisten. Ja man sagte sogar, dass der Minister Pombal bei dem Könige beantragt habe, den ganzen alten Adel auszurotten und einen neuen zu errichten. Sogar die Bischöfe waren nicht ausgenommen, von denen sogar zwei im Kerker starben. Der Bischof von Coimbra musste wegen eines Hirtenbeschreibens volle zwölf Jahre im abscheulichsten Kerker schmachten. Auch Damen, und zwar vom ersten Range, Geistliche, Mönche, sogar Nonnen mussten im Kerker sitzen; viele endeten darin ihr Leben.

Wir Jesuiten sahen aus dem allem wohl ein, wie

wenig Hoffnung wir auf unsere Befreiung hätten. Wir waren uns aber unserer Unschuld bewusst, und die achtzehn Jahre hindurch wurde nie einer wegen eines Verbrechens zur Rede gestellt, woraus man den sichern Schluss ziehen kann, dass auch unsere Feinde unsere Unschuld einsahen. Im Bewusstsein unserer Unschuld lebten wir bei allen Drangsalen dennoch so vergnügt und guten Muthes, dass die Leute der Festung sich sehr darüber wunderten.

Am 9. September des Jahres 1773, als ich bereits 14 Jahre in Haft mich befand, kam der Commandant der Festung mit einem Schreiber und Auditor zu uns herab. Alle Kerker wurden geöffnet, und alle Jesuiten in einen großen Gang zusammenberufen. Da gab nun der Auditor als

königlicher Commissär dem Schreiber das Breve Clemens XIV., womit dieser Papst die Gesellschaft Jesu aufgehoben hat. Der Schreiber las uns sowohl diesen für uns so schrecklichen Macht- spruch des Vaticans, als auch eine Erklärung des Königs vor, durch welche uns bedeutet wurde, dass wir trotz der vollständigen Aufhebung des Ordens noch ferner in dem Kerker zu bleiben hätten. Nach

diesem Donner- schlage, der uns alle sehr hart getroffen hatte, wurde uns das Jesuitenkleid, das schon alt und halb zerissen war, ausgezogen und jeder wurde halb gekleidet in den Kerker zurückgeschickt. Wir waren lange Zeit so untröstlich, dass uns Essen und Trinken nicht mehr schmeckte, und dass wir nicht mehr schlafen konnten. Der Commandant kam allerdings, um uns zu trösten. Als er uns aber untröstlich seufzen und weinen sah, stampfte er voll Zorn mit den Füßen und sagte, der König wolle durchaus nicht, dass man wegen Befreiung der Gesellschaft Jesu weinen sollte. Keiner sollte ferner seufzen oder mit nassen Augen sich blicken lassen. In der That ein außerordent-



„In diesem Zeichen wirst du siegen!“

licher Befehl, als wenn man es dem Kinde verbieten könnte, um seine verlorne geliebte Mutter zu weinen.

Nachdem unser Orden aufgehoben war, verfuhr man weit härter mit uns, als zuvor. Man beschimpfte uns, wo man konnte. Wenn wir manchmal unsere Noth dem Commandanten flagten, entbrannte er in Zorn und überhäufte uns nur mit Schand- und Spottreden. So blieb uns nichts übrig als zu leiden und zu schweigen.

* * *

Am 24. Februar 1777 starb der König von Portugal im 27. Jahre seiner Regierung und dem 63. seines Alters. Wir konnten nun sicher eine baldige Erlösung hoffen, umso mehr als wir auch vernahmen, dass der König in seinem Testamente unter anderem verordnet habe, dass alle Staatsgefangenen, die sich noch auf einige Tausend beliefen, freizulassen seien.

Am 20. März kam ein Minister vom Hofe geschickt, der uns die Freiheit verkündigte. Aber eine sehr harte Bedingung wurde hinzugefügt. Keiner durfte nämlich den Kerker verlassen, bis er nachweisen konnte, dass er außer demselben sein Unterkommen habe. Und dies konnten selbst viele Portugiesen lange Zeit nicht bekommen; denn die Königin gab anfangs nur das Reisegeld, damit jeder in seinem Geburtsort reisen konnte. Erst nach einigen Jahren, wie ich gehört habe, warf sie den Jesuiten eine Pension aus. Die täglichen 15 Groschen ließen aber fort, solange man in dem Kerker bleiben musste.

Unsere Freiheit bestand also anfangs bloß darin, dass die Thüren der Kerker Tag und Nacht offen waren, dass wir ungehindert waren, die Leute in der Festung zu besuchen, in und außer derselben spazieren zu gehen;

zur Nachtzeit mussten wir aber immer wieder zurück in unseren Kerken sein. Mit Essen, Trinken und Bett blieb alles beim Alten.

In der größten Verlegenheit waren die Ausländer: zwölf Deutsche, sechs Italiener, zwei Engländer und besonders ich. Denn da ich niemals einer europäischen Provinz, sondern nur als Missionär der goanischen zugeteilt war, so wusste ich lange nicht, wohin ich mich wenden sollte und ob ich in meinem Vaterlande ein standesmäßiges Unterkommen finden würde. — Endessen kam der Gesandte vom Wiener Hofe, Herr Adam von Lebzeltern, auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia in die Festung und ließ, ohne sich zu erkennen zu geben, alle deutschen Jesuiten zusammenrufen, und fragte jeden um Name, Vaterland u. s. w. Endlich sagte er uns, wir sollten unser Anliegen dem kaiserlichen Gesandten schriftlich vortragen. Das thaten wir auch, und kurz darauf war ich schon mit noch 11 anderen Jesuiten, 6 Deutschen und 5 Italienern unter Segel. Am 3. September traf ich mit noch drei Mitbrüdern in Wien ein und schon am 11. September wurden wir zur Audienz zugelassen. Die Kaiserin wünschte uns Glück zu unserer Befreiung von einer so langen und harten Gefangenschaft, tröstete uns wie eine milde Mutter und sprach über verschiedene Dinge eine halbe Stunde lang. Sie stellte es jedem frei, seinen Wohnsitz zu nehmen, wo er wollte, und als ich die Stadt Bozen erwähnte, bewilligte sie mir es. Sie gab uns die Versicherung, dass unsere Pensionen schon ausgeworfen seien. So kam ich bald darauf als vor der Zeit gebrochener Greis nach der lieben Stadt Bozen, wo ich vor 33 Jahren als blühender Jüngling die Philosophie studiert hatte.

— — — — —

P. Moriz Thomann starb zu Bozen im Jahre 1790



Aus unserer Mission.

Der religiöse Glaube der heidnischen Schwarzen im Sudan.

Von P. Xaver Geyer, F. S. C.

Wunsere Kenntnisse über den religiösen Glauben der heidnischen Stämme unseres Vicariates sind sehr beschränkt. Es gibt dort ausgedehnte Länderecken mit einer zahlreichen Bevölkerung, bis zu denen noch kein Europäer gedrungen ist. Diejenigen Bahnbrecher aber, die in einige dieser Gegenden gelangen, beschäftigen sich sehr wenig mit

diesen Dingen, die doch sehr wichtig sind. Einzig von den Völkern, unter denen unsere Missionäre wohnen, wie die Dinka, die Bari, die Nuba, haben wir etwas vollständigere Nachrichten bezüglich dessen, was ihre Gedanken und ihren Glauben betrifft. Aus dem, was wir bis jetzt von ihnen wissen, erhellt, dass diese armen Heiden im allgemeinen ziemlich

gleichgültig sind bei allem, was das Uebernatürliche berührt. Ihr Glaube beschränkt sich auf einige geringe Kenntnisse, die verworren und dunkel sind. Wie groß aber Verwirrung und Irrthum in Sachen der Religion — verursacht durch das Vergessen Gottes, durch sittlichen Verfall und Aberglauben — seien, so entdecken wir dennoch überall einige Erkenntnis, einigen Glauben, die an die ewige Wahrheit vom Dasein Gottes, unseres Schöpfers und Erhalters und unter unentwickelten Formen auch an andere Grundwahrheiten, wie die Unsterblichkeit der Seele, Lohn und Strafe nach dem Tode u. s. f. erinnern. Das sind die Ueberbleibsel der Erbschaft des von seinem Vater Noah verfluchten Geschlechtes Cham, die es mit sich genommen hat, als es nach Afrika hinüberwanderte und welche die mündliche Ueberlieferung gerettet hat aus dem Schiffbruch, den seine Nachkommen der Ur-Religion bereiteten. Hier nun wollen wir von einigen Stämmen unserer Mission reden; diese sind noch nicht mit der Verderbtheit der Mohammedaner in Berührung gekommen und bilden daher vor allem den Gegenstand unserer Hoffnung.

Allen bis jetzt bekannten Völkern und Stämmen unseres Vicariates ist der Gedanke eines Gottes oder höchsten Wesens gemeinsam und alle besitzen in ihrer Sprache einen eigenen Ausdruck dafür. Die Dinka nennen ihn Dendid, die Bari Ngun, die Nuer Njeledid, die Bongo Loma, die Niam-Niam Mboli, die Monbuttu Nor, die Banda Boto-collo. Einige Völker, deren Grenzen die der nuselmanischen Araber berühren, haben das Wort Allah angenommen, um das höchste Wesen zu bezeichnen. So verehren die Nuba Allah neben dem großen Geiste Okuru. Mit der Bezeichnung: höchstes unsichtbares Wesen erkennen sie ausdrücklich die Göttlichkeit an, über welche hinaus nichts mehr ist. Das Wort Ngun der Bari bedeutet großes Wesen, größer als alle andern, während Njeledid der Nuer heißt: der Höchste. Dendid will bei den Dinka sagen: der große Kenner, Wisser oder der Allwissende von Den, der Kenner und Did, groß, Alles. Die Dinka und andere erkennen in Gott auch den Schöpfer aller Dinge. Sie sagen: Er schuf die Himmelsweste, Sonne, Mond und Sterne, Erde, Pflanzen, Thiere und den Menschen. Alles schreiben sie ihm zu, was ihnen unbegreiflich erscheint. Wenn man sie z. B. fragt, weshalb der Fluss hinab und nicht hinauf fließe, antworten sie: Weil Gott es so gemacht hat. Wenn man dann weiter fragt: wo befindet sich denn Gott? sagen die einen: er ist in seinem Hause, aber wo das sei, wissen sie nicht; andere meinen, er bewohne weit fort von da ein Haus hoch oben in

den Lüften; noch andere wollen wissen, dass Gott sich überall befindet, dass er alles wisse und sehe, aber dass der Mensch ihn nicht erblicken könne; die meisten fügen endlich hinzu, fast unwillkürlich: das Himmelsgewölbe oder die Wolken sind die Wohnung Gottes. Ganz besonders sehen sie in den Wolken, welche die Gipfel der höchsten Berge bedecken, Zeugen der Gegenwart der Gottheit. Die Dinka erzählen, dass in sehr alten Zeiten ihre Häuptlinge mit den guten Geistern redeten, dass sie im Hause Gottes blieben, und dass man damals mehr als jetzt von Gott und göttlichen Dingen wusste, jetzt allerdings wissen weder Häuptlinge noch andere viel von Gott und seinem Hause.

Die Völker am weißen Flusse wie auch andere halten daran fest, dass Gott der Geber alles Guten sei, dass von ihm nur Gutes komme, Böses und Unglück kommen vom Teufel und den bösen Geistern. Da Gott einzig gut ist und nur Gutes von ihm kommen kann, so fürchten sie ihn nicht. Sie kümmern sich nicht um ihn und lassen ihn ruhig in seinem Hause. Nur einmal im Jahre wenden sich die Dinka mit einer Art Gebet an Gott, nämlich bei Gelegenheit der Ernte. Keiner aus der Familie, nicht einmal ein Kind darf von den neuen Früchten essen, bevor nicht der Vater und in seiner Abwesenheit die Mutter einen Theil davon im Hause ausgestreut und dabei auf die ganze Familie den Schutz Dendid's in folgenden Worten herabgerufen hat: „O Du, der Du uns und diese Früchte erschaffen hast, segne uns und diese Früchte.“ Außer dieser kennt man keine andere religiöse Handlung. Es scheint, dass nicht nur die Bari, die unwissendsten und gleichgültigsten unter jenen Völkern, sondern im allgemeinen alle anderen Stämme, Gott keine Anbetung weißen, und eigentlich keine Religion haben. Die Feste und Gebräuche, die sie im März beim Beginn der Regenzeit, im September zur Zeit der Ernte, bei Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. vollziehen, sind nur bürgerliche oder Volksfeste und bestehen vor allem in lärmenden Ergötzlichkeiten, im Essen, Trinken, Tanzen. Die Gottheit hat nichts damit zu thun.

Nur die Völker machen hiervon eine Ausnahme, die Gott nicht bloß das Glück und Gutes zuschreiben, sondern auch seine Strafen und seine Rache fürchten, das sind die Bongo, die Banda, die Baghirmi und einige andere. Das Wort Loma bedeutet bei den Bongo ebensowohl Glück als Unglück, welche beide von Gott kommen. Die Banda haben große Furcht vor dem mächtigen Botoollo, sie errichten ihm besondere Heilighäuser in ihren Hütten, erflehen von ihm Regen und Sieg über ihre Feinde, sie bringen ihm die neugeborenen Kinder und hinzuge-

kommenen Slaven zu, damit er sie segne. Die Baghirni sehen den offenkundigen Beweis von dem Dasein Gottes in seiner schrecklichen Stimme, dem Donner. Diesem unsichtbaren, mächtigen Gotte, der in den Wolken herrscht und von dem man nur die ehrfurchtgebietende Stimme hört, bringen sie, um ihn sich gnädig zu erhalten, die Beute des Krieges und der Jagd dar. Sie widmen ihm auch ein eigenes Heilithum, einen Pfahl mit dem Blute der ihm zum Opfer gefallenen Thiere, welches untermischt worden mit landesüblichem Biere, das man ihm dargebracht hat. Merkwürdig ist noch, daß man außer Botocollo noch eine niedere weibliche Gottheit, Wamba mit Namen, verehrt, es ist dies ein überaus seltener Fall in Afrika.

Da Gott, wie wir gesehen haben, für diese armen Heiden ein Gedankenwesen ist, über die Maßen von ihnen entfernt, hoch über ihnen stehend, unfaßlich, unerreichbar und verschwommen in ihren Ideen, so begreift man ihr Bedürfnis, es näher, erreichbarer zu haben. Daraus folgt, daß einige glauben, Gott nähre sich zur äquatorialen Regenzeit ihnen mehr und mache seine Gegenwart fühlbar durch jene fruchtbaren Gemäßer und sie verehren den Nil als Zeugen der wohlthätigen Gottheit. Andere sehen im neuen Monde ein Lebenszeichen, das der Unsichtbare den Menschen gibt; noch andere glauben, Gott erwähle sich zu bestimmten Zeiten riesenhafte Bäume zur Wohnung und bleibe auf diese Weise der Erde etwas näher. Im Lande der Fertit und der Banda begeben sich die Krieger, bevor sie in den Kampf gehen, zu bestimmten hundertjährigen Bäumen, in ihrem vollen Kriegsschmuck werfen sie sich dort im dichten Schatten seiner Zweige zur Erde nieder und rufen mit ausgebreiteten Händen die Hilfe des Unsichtbaren und Unbekannten, wie sie ihn nennen, an. Sie glauben, daß der, von dem sie nur das Dasein kennen, in jenen dichten Zweigen gegenwärtig sei. Aehnlich machen es einige Stämme in Darfur. Wenn sich jemand vom Unglück verfolgt und von der Not verzweiflungsvoll umringt sieht, verläßt er heimlich sein Dorf und begibt sich, um sich nicht von den zahlreich dort lebenden Muselmanen beobachtet zu sehen, in die Wälder, wo er sich dem Unsichtbaren, nach seiner Meinung in den Bäumen gegenwärtig, empfiehlt. Obwohl ihn noch niemand gehört und gesehen hat, so ist dieses höchste Wesen, dieser Unbekannte und Unsichtbare dennoch da. Welch' beweglicher Anblick! Ach, wann wird die Zeit erscheinen, da die Missionäre auch diese Unglückschen, die der Erleuchtung so sehr bedürfen, engegneilen, um ihnen den unbekannten Gott zu verkünden, wie schon Sanct Paulus den Athenern that. Wann werden sich diese

Schwarzen vor den Welterlöser niederwerfen und ihm ihre Arme entgegenstrecken? Oh, möchten sich doch bald jene weissagenden Worte erfüllen: Und ihm entgegen ziehen die Aethiopier — et coram illo procident Aethiopes.

Weit mehr als um Gott kümmern sich die heidnischen Sudanner um die Geister. Einige, wie die Bongo, glauben, daß alle Geister bösen Geschlechtes sind, Dömonen, Teufel (hitobo); andere, wie die Bari und Dinka, unterscheiden zwischen bösen und guten; da sie von den letzteren nichts zu fürchten haben, lassen sie dieselben in Ruhe bei Gott in seinem Hause und geben nur acht auf die bösen, acockan (Einzahl ajok) genannt von den Dinka, diyok von den Bari. Diese bösen Geister oder Teufel sind nach ihrer Meinung meist unsichtbar und hausen unter der Erde, doch vermögen sie sichtbar in Gestalt von Mensch oder Thier in die Erscheinung zu treten. Ihre Zahl ist ziemlich groß, sie sind stets geneigt zu verfolgen, zu ängstigen, zu schaden. Ihnen schreibt man jede Art Uebel zu, jedes Unglück, die Dürre, alle Krankheiten, ja selbst den Tod. Daher sind sie denn sehr gefürchtet und das ganze Leben dieser armen Leute verzehrt sich darin, ihnen zuvorzukommen, sie zu vermeiden, oder doch die verhängnisvollen Einflüsse der bösen Geister lahm zu legen. Bei allen Stämmen finden sich Leute, die da vorgeben, in Verbindung mit den Teufeln zu stehen, und Einfluss über sie zu haben, ihre geheimen Pläne zu durchschauen und ihnen zuvorkommen oder von ihren Machenschaften befreien zu können. Bei den Dinka nennt man solche Menschen Tyit, bei den Bari Bunuc (Einzahl Bunit), Betoma bei den Bongo, bei den Nuba Cogur. Sie sind die einflußreichsten und gefürchtetsten Leute unter den Stämmen, und zu ihnen eilt der Überglaupe des armen Volkes in allen Widerwärtigkeiten, in allem Unglück. Bei der Kürze, die wir uns vorgenommen haben, würde es zu weit führen, auf alle Einzelheiten ihrer betrügerischen Künste einzugehen, auf die Verherungen und Zaubereien, deren sich diese Berufskünstler bedienen. Es möge nur einiges Wenige hier genügen.

Fühlt sich ein Dinka krank, ruft er den Tyit. Der kommt denn auch und fragt den Kranken, wo er Schmerz fühle, dann speit er ihn überall am Leibe an, besonders da, wo das Uebel sitzt, darauf nimmt er Erde auf in der Nähe des Kranken, wirft sie in die Luft und schüttelt mit den Händen um sich wie ein Wüthender, um die Teufel zu vertreiben. Darauf ergreift er ein Stück Holz, legt es in einen Krug, den er immer mit sich herumschleppt, er schüttet Wasser hinein und beginnt mit dem Teufel ein Zwiegespräch; indem er sich über den Krug beugt,

spricht der Tyit hinein, doch sind die Worte, die er hervorbringt, nur ihm und dem Teufel verständlich. Das Echo und der hohle Ton, der aus dem Krüge kommt, enthalten die Antwort des Teufels, die nur der Zauberer versteht. Nach diesem naht er sich dem Kranken, berührt ihn an verschiedenen Stellen, und siehe, im Verfolg dieser Behandlung erscheint im günstigen Augenblick ein Stück Holz oder ein Stein, hervorgegangen aus der kranken Stelle, und dieser Gegenstand war es, der die Schmerzen verursachte. Der Tyit besprengt den Kranken und die sonst Anwesenden mit Wasser aus dem Zauberkrüge und erklärt den Kranken für geheilt. Dieser glaubt es und

— was vermag nicht der Glaube? Ist der Kranke aber in Lebensgefahr oder dem Tode nahe, dann gibt es ein anderes Opfer. Der Tyit nimmt einen Ochsen, lässt ihn von den Verwandten des Kranken tödten, entnimmt den noch warmen Inhalt der Gedärme und salbt damit den ganzen Leib des Kranken. Von diesem Opfer jedoch erhält der Teufel nichts, als was er verdient, nämlich den Geruch dieser vor trefflichen Salbe, denn das beste Stück des Fleisches erhält der Zauberdocto, das übrige verzehrt die Familie. Hilft auch dieses Mittel nicht, so kann man nichts mehr thun und überlässt den Kranken seinem Schicksal.

(Schluss folgt.)

Gewerbe und Industrie im Sudan.

Von P. Xaver Geyer, S. d. h. S.

Die Völkerschaften des Sudan haben ihre Industrie, Gewerbe und Künste, welche das zum Hausbedarf, Ackerbau, Krieg und Schmuck Erforderliche producieren. Freilich liegen die verschiedenen Industrie- und Gewerbezweige theilweise sehr in den Anfängen und werden auf sehr primitive Art ausgeübt. Bei Schilderung der sudanesischen Gewerbeverhältnisse unterscheide ich zwei Zonen: die mohammedanische und die heidnische. Zur ersten gehörten die nubischen Stämme, als: Barabra im Nilhale zwischen dem ersten und sechsten Katarakte, Bedja zwischen dem Rothen Meere und dem Nile, die Mischvölker von Sennar und Kordofan, ferner Darfur und Waday.

In den genannten Gebieten ist die Gewerbe thätigkeit am meisten im Westen entwickelt. Spinnerei, Weberei, Färberei und Gerberei haben ihr Centrum in den Tadseeländern Bornu, Kanem und Logon, und von dort werden sie nach Bagirmi, Waday und theilweise auch nach Darfur verpflanzt. In Bornu wird viel Baumwolle gesponnen, welche Arbeit Sache der Frauen ist; den Männern hingegen obliegt das Weben und Nähen. Großartig und weit vorangeschritten sind die dortigen Färbereien. Der Kunstmuth der Eingeborenen zeigt sich in der oft reizenden Farbencombination, wie sie auch in ihren schönen Flechtwerken zu Tage tritt. Je weiter wir nach Osten gehen, desto spärlicher und primitiver werden genannte Gewerbe. Die Färberei mit heimischen Farbstoffen, als Indigo und Ternambuk, wird in Kordofan und im Nilhale nur mehr sporadisch angetroffen und verschwindet bei den nomadischen Bedja gänzlich. Hier decken die Leute ihren Bedarf an Kleidungsstoffen großtentheils durch die Einfuhr aus Aegypten, Arabien und Indien.

Im Lande werden aus Schafwolle, Baumwolle, Hanf und Hafse Gewebe und Zeng verfertigt, welche zu verschiedenen Kleidungsstücken Verwendung finden. Aus Damur oder Leinen mit Baumwolle durchschossen wird die gewöhnliche Kleidung der Eingeborenen im mohammedanischen Sudan verfertigt, nämlich eine Art Schwimmhose, welche bei Reichen zu einer Pluderhose wird, und ein großes Lendentuch (Farda), das togaartig auch über die Schulter geschlungen und ebenso von Frauen getragen wird. Hier sei bemerkt, daß gewerbsmäßige Schneider selten sind und auch kaum ihr Auskommen finden würden, da jeder Eingeborene sein eigener Schneider ist.

Hübsche Arbeiten liefert die Korbflechterei und was damit zusammenhängt. Aus Pflanzen und Gräsern, sowie Leder- und Baumwollschnüren werden schöne Matten, Körbe, Gefäßdeckel, Stricke und auch Schiffstaue geflochten. Kürbischalen werden zu Schüsseln, Schöpfpfannen und Trinkgefäßen verarbeitet; schön und fein eingeschnittene Schnörkel und Verzierungen geben ihnen ein gefälliges Aussehen.

Von Holzarbeiten sind zu nennen: die Schöpfräder (Sakie), mit deren Hilfe das Nilwasser auf die Höhe der Fluren befördert wird. Das ganze Wasserrad sammt allem Zubehör, mit Ausnahme der Thonkrüge, ist aus Holz, und am ganzen, höchst abenteuerlichen Gerüste ist kein einziger Nagel zu entdecken, alles ist mit vegetabilischen Stricken zusammengebunden. Da die Räder nie eingeschmiert werden, bringen sie durch das unaufhörliche Knarren, Räunzen, Achzen und Klappern eine verzweifelte Musik hervor, welche für das ganze Nilthal mit seinen ungezählten Sakien stereotyp geworden ist. Wer auf dem Nile reist, dem werden diese monotonen und aufregenden Töne unvergesslich bleiben. Weiterhin werden aus Holz gearbeitet die sogenannten

Angareb, d. h. Bettgestelle von etwa einem halben Meter Höhe, welche mit Pflanzenstoffen oder Riemen aus Ochsen- und Kameelhaut eingeflochten sind und im ganzen Sudan bei Armen und Reichen als Lagerstätte und oft auch als Divan dienen; ferner sehr primitive Kameel- und Eselsättel, welche dann mit einem Schaffelle überdeckt werden. Dazu kommen allerlei Hausutensilien, als: kleine Stühle, Schüsseln, Präsentierteller, Stöcke, verschiedene Geräthe, hölzerne Löffel und hier und da eine plumpe Truhe zu Aufbewahrung von wertvollen Habseligkeiten. In den größeren Orten am Nil, so in Sennar, Mesalemieh, Verber, Dongola, gibt es nicht unbedeutende Schiffswerften, auf denen Boote aller Größen gebaut werden. Das Schiffssarafenal in Chartum, das einst von der ägyptischen Regierung errichtet wurde und noch heute von den Mahdisten in Stand gehalten wird, kann hier wohl nicht in Betracht kommen, da es nicht von Eingeborenen, sondern von Fremden geleitet und bedient wird. Für rohe Bauten liefern die Wälder Holz in Menge, so die herrlichen Waldungen von Tamarinden, Nil-Azazien, Tamarisken, Weiden, Baobab, Sykomoren, Sterkulien, Fächer- und Delebpalmen in Sennar; für gewöhnliche Holzarbeiten reichen auch die Producte des Nilthales hin. Geradezu unermesslich in Ausdehnung und Mannigfaltigkeit sind die Holzbestände im südlichen Kordofan und Darfur. Für europäische Bauart und Möbel sind jedoch wenige brauchbare Holzarten vorhanden, und muss daher das nothwendige Bauholz aus Europa bezogen werden. Seiner Zeit wurden Bretter von Triest nach Chartum geliefert, wie noch jetzt in ganz Aegypten der Handel mit europäischem Bau- und Möbelholz ein sehr ausgedehnter ist.

Biel wird in Leder gearbeitet. Gerbereien gibt es vorzugsweise im westlichen Sudan, und von dort wie auch von auswärts wird das Leder überallhin verhandelt. Die Thierhäute bilden einen der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel des Sudan. Aus Leder und Thierhäuten, besonders Kameelhaut, fertigt man Sandalen, aus Büffel- und Flusspferdhaut Schilde und Peitschen. Die Form der Schilde ist je nach den Stämmen verschieden, bald rund, bald oval, vier- und rechteckig, mit oder ohne Buckel. Die Nilpferdpeitsche (Korbatsch) ist als sehr schmerzendes Züchtigungsmittel allgemein gefürchtet, besonders bei Slaven, welche damit leider oft grausam misshandelt werden. Schwert- und Messerscheiden, Gürtel und Schnüre, Amulettentbehälter werden in großer Anzahl und Mannigfaltigkeit und theilweise zierlichen Formen aus Leder gefertigt, ebenso Trinkbecher und Wasserflaschen zum Gebrauch der Karawanen. Aus Bockshaut macht man Schläuche zur

Aufbewahrung von Wasser, Milch, Kornbier und Butter, welch' letztere nur in flüssigem Zustande vorkommt. In solchen Schläuchen (gerba) führen die Karawanen das erforderliche Wasser für Thiere und Menschen mit.

Die Töpferei liefert Thonarbeiten, bestehend in verschieden gestalteten großen und kleinen Gefäßen, so die großen Wasserbehälter (zir), in denen das Wasser aufbewahrt und filtriert wird, kleinere Behälter von rundlicher Gestalt (burma und gadus), welche von vier bis zwölf Liter halten, poröse Wasserflaschen (gola), Schüsseln, Teller, Töpfe, Pfeifen u. s. w.

Schmiedearbeiten aus Eisen: ausgezeichnete breite zwölfzackige Schwerter, Lanzen, Messer, Sicheln, Harpunen, Ringe, Arm- und Fußspangen, Schellen, Ketten und Ackergeräthe.

In Sennar und Darfur werden mitunter sehr hübsche Gold- und Silberarbeiten, besonders zierliche Filigran-Arbeiten in Frauenschmuck, geliefert. Auch aus Kupfer und Elfenbein wird allerhand Schmuck und Zierrath verfertigt. Das Gold findet sich zu meist am Blauen Nile in der Gegend von Fozogl und Beni-Shangol, sowie am Berge Scheibun, südlich von den Ruba-Bergen, wo auch die Goldwäschchen von Tira liegen. Kupfer findet sich in Darfur, und Elfenbein kommt aus dem Innern.

Wir kommen nun zur zweiten Zone, jener der heidnischen und Naturvölker. Hier betrachten wir zunächst die Völkerchaften am Weissen Nil und jene, welche den ungeheuren Länderelement zwischen diesem, dem Bahr-el-Arab, Uelle und Nepoko bewohnen. In diesen Gebieten finden wir theilweise eine für die Verhältnisse des Landes hochentwickelte Industrie, welche bis vor kurzem frei von der Verührung mit europäischen Ideen und Impulsen geblieben ist.

Bei den meisten dieser Völker ist ganz besonders die Schmiedekunst im Schwunge. Die Dinka und die Bari bringen mit den primitivsten Mitteln sehr annehmbare Eisenarbeiten zustande. Mit Hilfe eines ungemein armseligen Blasbalges und Steinen als Amboss und Hammer schmieden sie Lanzen, Pfeile, Messer, Beile, Sicheln, Spaten, Ackerreisen, Fischangeln, Harpunen, welche Gegenstände recht kunstvoll genannt werden müssen und durchweg durch sein geschliffene Schärfe sich auszeichnen. Nicht minder schämenswert sind ihre Ohr-, Arm- und Fußringe, Schellen, feinen und zarten Ketten aus Eisen. Bei den Bari, deren Land sehr eisenhaltig ist, werden Ackerreisen und Lanzen in gediegener Qualität fabriert. Die Ackerreisen sind halbmondförmige, sickelartige Eisen-Instrumente, welche auf einer etwa zwei Meter langen Stange angebracht werden und zum Ausroden

des Wildgrases dienen; sie ersezten den Bari den Pflug. Diese Ackereisen sowohl als Lanzen bilden Tauschobjekte und werden gegen Getreide umgetauscht. Aus Kupfer fertigt man Arm- und Fußringe; die Fußringe werden, mehrere nebeneinander, von Männern getragen und täglich glänzend gepuht.

Bei genannten Stämmen bilden die Schmiede eine Art Kunst und wandern mit ihrer Kunst von Ort zu Ort, wobei sie in Friedenszeiten sogar bis nach Sennar kommen. Jedoch ist der Stand der Schmiede gleich jenem der Fischer verachtet, wahrscheinlich weil sie keinen Besitzstand an Kühen und

Völker sind die Schmiede der Latuka. Ihre Arbeiten, die weit nach Norden wandern, würden einen europäischen Schmied in Erstaunen setzen, wenn er die rohe Beschaffenheit ihrer Werkzeuge betrachtete. Dieselben bestehen in einer Zange, welche ein gespalterner Pflock aus grünem Holze darstellt, Amboss und Hammer, welche aus Steinen von verschiedener Größe bestehen. Originell nimmt sich der Blasebalg aus: ein großes, bauchiges, irdenes Gefäß, über dessen Öffnung ein Balg gespannt ist; dieser wird mittels einer befestigten Stange auf- und niedergetrieben, wodurch die Luft in einem am untern Rande des



Hilthalansicht.

anderem Vieh aufweisen können. Nach den Begriffen dieser riebzüchtenden Stämme gelten die Viehbesitzer, und diese allein, als „große Herren“, alle anderen Menschenkinder als arm und verachtungswürdig. Die Schmiede haben daher auch keinen Zutritt zu den öffentlichen Verhandlungen, dürfen auch nicht mitreden und mitberathen. In Kriegszeiten sind sie vom Kampfe frei, damit sie Waffen liefern können. Sie werden auch als Zauberer verhasst und gefürchtet.

Fast noch geschickter als jene der beiden genannten

Gefäßes angebrachten Kanal ein- und ausgezogen wird.

Auch bei den Dschur, den westlichen Nachbarn der Dinka, ist die Eisen-Industrie uralt. Das Rohmaterial wird, um im Handel einen Wert darzustellen, in die Form einer ziemlich langen Lanzenspitze oder eines Spatens gebracht und gilt soweit hin als gangbarste Münze. Sie verstehen auch das Eisen in primitiven Schmelzöfen aus reiner Thonerde zu schmelzen, welche nach der Zahl der beheiligen Arbeiter bis zu einem Dutzend sich bei-

einander befinden an Stellen, die von Strauchwerk umfriedet sind. Aus Eisen werden Perlen oder geschmiedete kleine Cylinderchen gefertigt, welche, auf Fäden gereiht, als sehr beliebter Schmuck dienen. Auch aus Messing, welches aus Kordofan eingeführt wird, macht man als Schmuck für die Männer schwere Ringe mit auf das sorgfältigste eingemeißelten feinen Zierrathen. Schließlich dürfen wir die Schmiede der Bongo nicht vergessen, welche ebenfalls mit einfachen Werkzeugen gute Fabriicate liefern, als: Waffen, besonders Schwerter, und Geräthe von vollendetem Güte, Armmringe, Wurfeisen, Mörser und Stößel zum Maisreiben u. s. w. Sehr zierlich sind eiserne Instrumente nach Art von Zangen, deren sich die Frauen zum Ausrupsen der Augenwimpern und Augenbrauen bedienen. Ein eigener Schmuck für beide Geschlechter ist der Danga-Bar: eine Art von Bracelets, bestehend in einer Menge von Metallringen, die nebeneinander eng am Handgelenke anliegen, sodass sie eine Metallmanschette bilden. Die Frauen tragen an den Füßen eine Anzahl Metallringe, welche beim Gehen ein Geräusch wie von Kettenklirr verursachen. Röher und plumper sind die Eisenprodukte der den Bongo benachbarten und stammverwandten Mittu. Besondere Gegenstände der Mode sind plumpre, fingerdicke Metallringe, die zu drei und vier übereinander eng um den Hals geschmiedet werden; erst der Tod erlöst sie von diesen selbst auferlegten Fesseln. Hingegen sind die Njam-Njam und die Monbuttu wahre Meister der Schmiedekunst. Die Waffen, bestehend in Lanzen, Pfeilen, Dolchen, gekrümmten Säbelsmessern, welche in ihrem Aufzern die Grausamkeit dieser Menschenfresser zur Schau tragen, werden alle im Lande geschmiedet. Keine eiserne Ketten, welche als Schmuck getragen werden, sind eine Specialität des Landes und so formvollendet und zierlich gearbeitet, dass sie mit unsren besten Stahlketten concurririen können. Sie arbeiten auch schön in Kupfer und Elfenbein. Ringe aus den beiden genannten Materialien sind überhaupt fast bei all den erwähnten Völkerstämmen ein beliebter Schmuckgegenstand. Elfenbein liefert besonders das Gebiet des Gazellenflusses in Überfluss. Kupfer findet sich in Darfur, im Lande der Banda und Tertit in Menge; besonders berühmt sind die Kupferminen von Hofrat-el-Nahas (Kupfergrube), etwa am $9\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Breite und 24° ö. L. von Greenwich; gegen das hier gewonnene Kupfer wird bei den südlichen Negerstämmen Elfenbein eingetauscht. Die westlich vom Weißen Nil gelegenen Berge enthalten vorzügliche Eisenerze, wie denn alle Negerarbeiten von dort die beste Eisenqualität aufweisen.

Zeugfabrikation ist den genannten Naturvölkern

unbekannt. Kleidung aus Zeug oder Stoff ist nirgends zu sehen. Die Dinka- und Bari-Männer betrachten überhaupt jede Kleidung als weibisch und ihrem Geschlechte zuwider. Gibt man ihnen Kleidung, so legen sie dieselbe nicht an, sondern tragen sie im Bündel bei sich oder machen sich daraus eine Art Schweif, den sie rückwärts herabhängen lassen. Schneider würden da unbedingt verhungern. Obwohl sie meist unbekleidet gehen, tragen sie, wenigstens die Reichen, Zierrathen und Ringe aus Eisen und Kupfer. Sonst wird aus Häuten und Rindern eine mangelfauste Kleidung fabriiciert. Die Dinka-Weiber werfern um die Lenden zwei gegerbte Felle, die mit Schellen und Ringen aus Eisen und Kupfer verziert sind und beim Gange ein hörbares Geräusch verursachen. Die Nuer tragen fein gegerbte Ritz- und Pantherfelle. Die Berta haben ein Nationalcostüm aus gut gegerbtem Ziegen- oder Schafleder, das um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen hindurchgeführt wird. Die Bongo kleiden sich mit Lederhürzen aus gegerbtem Felle. Die Tracht der Njam-Njam besteht in Fellen und einem eigenartigen Rindenzeug, das um die Lenden geschlungen wird. Die Kleidung der Monbuttu bildet ein aus dem Rindenbast eines Feigenbaumes hergestellter Stoff, der in etwas dem Lindenbast ähnlich ist und in seinem Aussehen an ordinäres Wollenzeug erinnert. Durch einen Strick wird dieses Rindenstück um die Hüften herum befestigt und bedeckt in seltsamem Faltenwurfe den ganzen Körper von den Knien bis zur Brust. Felle sind nicht im Gebrauche, und die Frauen gehen völlig unbekleidet, bemalen jedoch den Körper mit einem schwarzen Saft. Nach dem bisher Gesagten ist ersichtlich, dass die Gerberei bei den meisten Stämmen bekannt ist.

Die Holzschnitzerei ist neben der Schmiedekunst das bedeutendste Gewerbe. Hierin stehen obenan die Arbeiten der Njam-Njam und der Monbuttu. Erstere verfertigen aus weichem Holze Schemel und Bänke, große Schüsseln, Näpfe und zierliche Fußgestelle. Ihre hübschen Ruhebette, Flecht- und Schnitzwerke aus dem Holze der üppig wuchernden Weinpalme würden auch in europäischen Salons nicht weniger ihren Platz finden können, als chinesischer und japanischer Tand. Die Monbuttu verfertigen mit Hilfe eines einschneidigen Messers, dessen Form unsren Drechselapparaten ähnlich ist, Schüsseln, Schemel, Pauken, Schilder und Boote. Die Bongo schnitzen aus dem Holze des Göllbaumes Hausrathäte, Keulen, Delpressen, Mulden, Schlegel zum Körndreschen, Holzmörser und selbst plastische Darstellungen von Menschen, Thieren u. s. w. Die Dinka und die Bari

zimmern aus einem Stück Holz kleine niedliche Sesselchen, welche sie des Tages überallhin mit sich tragen, um sich darauf zu setzen und des Nachts als Kopfkissen verwenden. Aus Ebenholz schneiden sie gewaltige Streitkolben. Im Gebiete des Gazellenflusses liefern ausgedehnte Urwälde die verschiedensten Holzgattungen, und die mächtigen Knüttel und Kolben, welche von dorther nach Chartum wanderten, waren Zeugen des Holzreichthums jener Gebiete.

Die Korbflechterei wird zumeist von Frauen betrieben. Die Weiber der Dinka fabrizeieren aus Weidenzweigen und Schilf, sowie aus Stroh Matten, welche neben den Häuten als Lager dienen, Körbe, in welchen das Getreide und Samenkorn aufbewahrt und vor den gefährlichen Termiten geschützt wird. Die Bongo flechten aus Bambus, Schilf und Stroh Tragkörbe, Milch- und Getreidedeckel.

Die Töpferei wird ebenfalls von den Frauen ausgeübt. Die Dinka und die Vari fertigen Töpfe und Krüge von verschiedener Größe und Form; ihre Frauen kochen alles in selbstgemachten Geschirren. Sie formen sogar plastische Figuren, wie Köpfe von Ochsen und Schlangen; beide, erstere als Präsentanten ihres Theuersten auf der Welt, nämlich des Kindvieches, letztere als Zeichen des Schreckens — sie sehen in der Schlange das Symbol des Teufels — werden als Schmuck im Innern der Hütte angebracht. Auch die Njam-Njam bilden aus Thon Wasser- und Trinkkrüge von tabelloser Regelmäßigkeit. Ein Hauptproduct der Töpferei sind die Tabakspfeifen. Bei den meisten Stämmen ist das Rauchen für beide Geschlechter ein Bedürfnis. Die Dinka und die Vari rauchen in Ermangelung von Tabak sogar Kohlendampf. Sie bringen den Tabak in Form von Ruchen, damit er ausgiebiger sei. Ihre gut angebrannten Thonpfeifen sind sehr umfangreich. Die Schilluk rauchen ebenfalls aus Riesenpfeifen und ziehen den Tabakqualm durch eine Lage von wohlriechenden, getrockneten Blumenblättern, wodurch er einen feinen, aromatischen Geruch erhält. Die Njam-Njam rauchen aus Thonpfeisen ohne Rohr.

Schließlich wäre noch der verschiedenen Musikinstrumente Erwähnung zu thun, deren Fabrication für den musikalischen und industriellen Sinn der Neger Zeugnis ablegt. Obenan stehen wohl die Bongo. Selbstgefertigte Flöten und Pfeifen, eine Art von Monochord, auf welchem eine Menge von Tonmodulationen erzeugt werden können, sind ihre gewöhnlichen Instrumente. Bei Festen kommen dazu Pauken, Kindergebrüll erzeugende Riesenhörner, kleinere Hörner, welche stoßweise geblasen werden, Flaschenkürbisse, welche mit kleinen Steinchen gefüllt und geschüttelt werden, Riesen-Fellstrommeln, welche mit

wichtigen Keulenschlägen bearbeitet werden, Holzposaumen, welche brüllende Töne von sich geben. All diese Instrumente, unterstützt von Hunderten von Männer- und Frauenkehlen, geben ein wahres Höllenconcert, dem jedoch das Gewaltige in der Wirkung nicht abzusprechen ist. Die Trommel der Dinka besteht aus einem ausgehöhlten Stück Baumstamms, an beiden Seiten mit Leder überspannt. Sie wird auf beiden Seiten zugleich geschlagen, und, da die eine Seite dicker ist, als die andere, so hört man den Ton zweier Trommeln, einer großen und einer kleinen. Aus der Rückenhale der Schildkröte wird ein Saiteninstrument gefertigt, dessen Klänge den Gesang begleiten. Die Mittu haben als beliebtestes Saiteninstrument eine Art Leier; längliche Flaschenkürbisse mit Löchern an den Seiten ersetzen ihnen die Blasinstrumente der Bongo. Bei den Njam-Njam ist eine Art Gitarre mit Resonanzboden sehr verbreitet. Dieses Volk hat auch professionelle Musiker und Sänger, welche in höchst abenteuerlichem Aufzuge, mit magischen Wurzeln, Kräutern und Hölzern und mit Symbolen der höheren Zauberei, wie Schildkrötenknochen, Vogeltrallen, Klaue von Erdferkeln, Adlerschnäbeln, Schlangenbälgen, Thierpelzen, Pfeifenköpfen, Zähnen und anderem sonderbaren Zeuge über und über behangen auftreten, bis nach Nubien ziehen und ihre Erlebnisse in schwungvollen Liedern erzählen.

Wir machen die auffällige Wahrnehmung, dass die Neger im Auslande fast keinerlei Gewerbethätigkeit entwickeln. Die vielen Tausende von Negern aller sudanesischen Stämme, welche unter den Muselmanen Aegyptens leben, fristen ihr kümmerliches Dasein als Handlanger, Diener, Mägler usw., unbedeutend ist die Zahl derjenigen, welche selbsthaft sich niederlassen und ein ständiges Handwerk oder Gewerbe betreiben. Es fehlt ihnen nicht die Anlage, sondern die Neigung dazu. Ferner haben wir beobachtet, dass, nachdem die arabischen Händler mit fremden Producten die Gebiete des Gazellenflusses betreten und mit zahlreichen Handelsstationen übersät hatten, die einheimische Industrie zu schwinden begann. Die moschmedischen Völker im Norden und Osten Afrikas producieren immer weniger an eigenen Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbesleßes, je mehr dort die europäische Concurrenz vordringt; die europäische Industrie drängt sich mit Gewalt und unauflöslich auf und schließt den Wettbewerb der Mohammedaner aus. Den gleichen Einfluss üben wiederum die Araber und Muselmanen auf die Naturvölker im Innern aus, ihre Producte scheinen jede Regung des angeborenen Nachahmungstriebes der Neger zu ersticken. Je weiter der Islam und

seine Aftercultur vordringen, um so geringer gestaltet sich die eigene Productionskraft der Neger; je mehr ein Negerstamm auf der Bahn der mohammedanischen Scheinbildung vorschreitet, um so größer wird seine Abhängigkeit in allen Bedürfnissen von dem arabischen Zwischenhandel, und um so mehr verschwindet die einheimische Negsamkeit und Gewerbethätigkeit. Bei den Naturvölkern im Innern, welche in Häuten und Rinden gekleidet sind, entdecken wir eine kindliche

Freude an der Bildung und Fabrication von Geräthen und Kunsterzeugnissen; die Araber und Mohammedaner hingegen befriedigen die Bedürfnisse ihres verfeinerten Lebens mit importierten Fabricaten und fühlen weder Bedürfnis noch Freude und Neigung zu selbstständigem Schaffen. Dies ist ein weiterer Grund, der gegen den Islam als civilisierendes Element in Afrika spricht.

Vom Missionsschiffe „Redemptor“. —

En der letzten Nummer brachten wir einen Bericht des Hochwürdigsten Apostolischen Vicars über die Fahrt des „Redemptor“ von Onderman bis in den Sobat-Fluss. Heute sind wir in der Lage, unsere Leser über den weiteren Verlauf des Unternehmens zu unterrichten. Einem uns aus Lull, Mudirie Faschoda, 26. Februar 1901 zugegangenen Berichte entnehmen wir folgende Einzelheiten.

In Tansifikieh, Sitz des englisch-ägyptischen Statthalters für die Mudirie Faschoda, blieben wir auch bis nach Neujahr und unterhielten uns mit den Regierungsbeamten auf das Freundlichste. Am 2. Januar dieses Jahres lichteten wir die Anker nach dem Sobat. Dieser Fluss kann eine mittlere Breite von ungefähr 100 Meter haben; seine hohen Ufer sind hie und da bewaldet, aber meistentheils mit schönen Dörfern, zuerst der Schilluk, dann der Dinka übersät; endlich in der Nähe von Nasser, letzte Regierungsstation und Endpunkt unserer Fahrt auf diesem Flusse, beginnen die hella der Nuer und Agnuak. Die Bevölkerung zeigte sich uns gegenüber immer freundlich und empfing uns, wo wir landeten, mit festlichem Jubel; in einem Orte kommen die Eingeborenen selbst herbei, um die Schiffsseile zu erhaschen und sie am Ufer zu befestigen, in einem anderen Dorfe veranstalteten sie fogleich eine große „Fantasia“ (Festspiel) mit Tanz. Natürlich ließ Monsignore all diese guten Empfänge nicht unbelohnt und vertheilte Glasperlen und Eisenstücke.

Am 14. Januar hatten wir den Sobat verlassen und bogen in den Kiro ein, nahmen aber nur jene Strecke in Augenschein, die sich von Westen nach Osten zwischen dem See No und dem weißen Flusse hinzieht. Während des ersten halben Tages erblickte man Dörfer an beiden Ufern, dann traten sie am rechten Ufer zurück und machten einem kleinen dichten Walde Platz, der manchmal ganz bis zum Flusse herantritt; hie und da hatte man den Ausblick nur in die weite Ferne frei, da die Ufer ganz dicht mit hohem Grase und Schilfrohr bedeckt waren. Am

Gründung einer neuen Niederlassung.

linken Ufer aber folgten sich Dörfer auf Dörfer, doch immer in einiger Entfernung vom Flusse.

Das ist das Gebiet von Tonga, in das wir nun gekommen, und um 10 Uhr morgens am 15. Jan. landeten wir vor dem Dorfe des bedeutendsten Häuptlings, zu dem wir sofort die zwei Boten schickten, welche uns der Ret (König) der Schilluk mitgegeben hatte. Der ganze Tag und auch der folgende verging unter Unterhandlungen des Häuptlings mit uns und noch mehr mit seinen Leuten; endlich am Abend des 16. Jan. kam er mit großem Gefolge, um uns zu benachrichtigen, daß alle zufrieden sind, wenn wir uns unter ihnen niederlassen und bat deshalb um die Fahne des Bischofs. Da wir aber nur eine einzige bei uns hatten (blau mit dem hlst. Herzen in der Mitte), das heißt jene, die über dem Dampfer flatterte, so half Monsignore dadurch ab, daß er ihm seinen sulard aus blauer Seide übergab. Dieser wurde dann an eine Lanze gebunden im Triumph in das Dorf zurückgetragen. Am Abend des 17. dann bei den ohrenbetäubenden Tönen der Noggara, bei Sang und Tanz von über 300 Kriegern, bekleidet von Leopardenfellen um die Hüften und bewaffnet mit Lanzen und Stöcken, und zweihundert Mädchen, die ebenfalls ihren besten Schmuck von Glasperlen, Glöckchen und Eisendraht zur Schau trugen, wurde dann in unserer Gegenwart und der hervorragendsten Häuptlinge von Tonga diese Fahne öffentlich gehisst. Das Schauspiel jenes halbwilden aber prächtigen Tanzes werden wir nicht vergessen: schade, daß es nicht photographiert werden konnte, denn es hätte herrliche Details gegeben.

Am 18. Januar verließen wir Tonga in der Richtung nach Gondokoro; der Dampfer schleppte noch eine große mit Holz beladene Barke mit, denn auf ihm selbst, schon so mit Tauschwaren zur Genüge befrachtet, konnte das für die erste Strecke von 300 Meilen notwendige Brennmaterial nicht mehr Platz finden. Leider ließ sich in jenen Tagen keine Spur von Wind merken und so war die große Barke ein Hindernis für den Dampfer; infolge dieser langsam

Fahrt verloren wir viel an Geschwindigkeit und nach vier Tagen hatten wir nur 100 Meilen zurückgelegt. Bei der hella es Nuer wollten wir diese schneckenpostartige Reise gründlich ändern und die große Barke zurücklassen, die entweder bei eintretendem Winde uns folgen oder sogleich zurückkehren sollte, damit wir desto schneller vorwärts kämen. Diese Rechnung hatten wir aber ohne den Wirt gemacht, d. h. ohne die Barkenführer, denn diese, wahrscheinlich, weil es für sie als Araber inmitten der Schwarzen nicht recht geheuer schien, widersehnten sich solchem Vorhaben ganz energisch, und da wir Gewalt nicht anwenden mochten, so mussten wir uns entschließen, wieder umzukehren.

Am 25. Jan. waren wir von neuem in Tonga. Vor der definitiven Ansiedlung wollte Monsignor noch mit dem Ret verhandeln, weshalb wir am 27. gegen Faschoda segelten, wo wir am folgenden Tage ankamen. Zuerst schützte Ret Kur vor, er fürchte, dass wir in Tonga nicht hinreichend sicher wären, dann rückte er endlich mit der Wahrheit heraus und sagte, er würde es als einen Schimpf ansehen, wenn

wir uns weit von seiner Residenz ansiedeln würden. Um den Frieden nicht zu trüben, suchten wir einen Platz in der Nähe von Faschoda und waren auch so glücklich, einen solchen zu finden, ein Stunde südlicher von der Residenz des Ret. In Bezug auf gefundenes Klima ist Lull mit der hella Balanima besser als Tonga. Wir sind jetzt an der Arbeit, um vor Eintritt der Regenzeit die nothwendigen Hütten noch fertig zu bringen.

Das Werk der Verbreitung unseres hl. Glaubens haben wir also unter den Schilluk, einem mächtigen Stämme heidnischer Neger, der gemischt nicht weniger als 3 Millionen Menschen umfasst, begonnen. Welch herrliche Ernte wäre das! Empfehlen sie uns daher den guten Seelen, dass sie uns unterstützen durch ihr Gebet und auch, was nicht zu vergessen ist, durch Almosen. Außer an unsere Bedürfnisse müssen wir auch noch daran denken, hie und da unsere Freunde zu beschicken. Während unserer Reise haben wir es wohl erfahren, dass freundliches Entgegenkommen und Geschenke die Herzen anziehen, aber vor allem freundliches Entgegenkommen.

Die Zwergvölker Afrikas.

Zie meisten Afrika-Reisenden, welche dem dunklen Erdtheile eine eingehende Aufmerksamkeit widmen, wissen von gar merkwürdigen Völkern, besser gesagt Bölklein zu erzählen, welche sich sowohl im Äufern als auch in den Sitten und der Lebensweise von den übrigen Negerstämmen unterscheiden, es sind die afrikanischen Zwergvölker. Man findet sie in den Wäldern des Nordens und des Südens, am Tanganika und an den Ufern des Nils, wo sie ein unstätes, unabhängiges Leben führen.

Zwergvölker aus dem Innern Afrikas waren schon den Alten bekannt. Schon Aristoteles sagt in seinem Werke über Aethiopien, dass die Berichte über die Pygmäen keine Fabeln seien; ihm stimmt Diodorus Siculus bei mit der Bemerkung, dass in vielen Theilen Afrikas zwergartige Menschen gefunden werden. Du Chailu entdeckte die Obongo im Ogoweland im westlichen Afrika, Schweinfurth die kaum anderthalb Meter hohen Alka im Land der Manbottu, Miani die Tiki-Tiki unweit des Njansa-Sees; Stanley fand ähnliche Zwergen am mittleren Congo, Farini

das Zwergvolk Mfakba in der Nähe des Ngami-Sees. Allen diesen Völkern ist eine Kleinheit des Wuchses und eine von den Negern abstehende lichte Färbung der Haut eigen. Sie erscheinen als zerstreute Reste eines ehemaligen grösseren Volkes, dessen compactestes Überreste vielleicht die Hottentotten und Buschmänner sind.

Diese beiden Völkerstämme hausen in der westlichen Hälfte Südafrikas. Sie sind einander nahe verwandt, Theophil Hahn sagt, wie die Geschwister einer Mutter nicht nur durch körperliche Merkmale, sondern auch durch manche sprachliche Eigenthümlichkeiten mit einander verbunden, durch welche sie sich von den übrigen Bewohnern Südafrikas scharf unterscheiden. Die Hottentotten waren zur Zeit der Entdeckung Viehzüchter, die Buschmänner Jägervölker. Der den beiden verschwisterten Völkern eigenthümliche Typus tritt bei den Buschmännern viel schärfer hervor; dieses erklärt sich aus dem Umstände, dass zwischen den Hottentotten und Kaffern infolge der ähnlichen Lebensweise zahlreiche Verbindungen vorkamen. Wie

weit die sprachliche Verwandtschaft dieser Völker sich erstreckt, ist noch nicht festgestellt. Eigenthümlich sind beiden Sprachen die als Consonanten dienenden Schnalzlaute; solche kommen zwar auch in anderen afrikanischen Sprachen vor, aber nirgends in so reichlichem Maße wie hier. Diese Laute werden durch das Anlegen der Zunge an die Zähne oder verschiedene Stellen des Gaumens und rasches Zurück-schnellen hervorgebracht; sie erinnern lebhaft an das Schnalzen unserer Fuhrleute, wenn sie ihre Pferde antreiben, und andererseits an unsere eigenen Laute beim Ausbruch plötzlichen Unmuthes.

Die Buschmänner bewohnen die westlichen Striche Südafrikas, kommen in dichteren Massen am mittleren Oranje-Fluss vor, ihr Hauptwohnsitz aber ist die Wüste Kalahari und das ganze wasserlose Gebiet, das sich zwischen Damaraland und Ngami-See bis hoch hinauf nach Norden hinzicht. Hier fühlt sich der Buschmann in seinem Elemente.

Der Buschmann ist klein; Gustav Fritsch zog aus den Messungen von sechs erwachsenen Buschmännern das Mittel von 1.44 Meter. Die Hautfarbe ist ledergelb oder lederbraun, die Haut stark gerunzelt, der Bart spärlich, die Lippen zwar sehr voll, aber nicht wulstig, die Augen geschlitzt, aber nicht schief gestellt. Der Körper ist schmutzig, die Frauen pflegen sich das Antlitz mit einer schwarzen Farbe zu beschmieren. Die Kleidung besteht in einem Stück Stoff, das um die Hüften gebunden wird. Männer und Frauen tragen das Haar in kurzen Zöpfen geflochten. Der Schmuck besteht aus einigen Messing- und Eisenringen, Ketten von dunklen Perlen, Federn, Zähnen, Klauen, Hörnern, Muscheln, die als Hals- und Armbänder verwendet werden. Obwohl die Buschmänner im allgemeinen als sehr hässlich dargestellt werden, so gibt es doch Beispiele, wo sie einen günstigen Eindruck machen.

Obwohl die Buschmänner auf der niedrigsten Stufe der Gesittung stehen, so trifft man bei ihnen doch Züge, die zu den vornehmsten Eigenchaften des menschlichen Geistes gerechnet werden müssen. Es ist ein sehr edler Zug, dass der Buschmann die Ehe nur nach Herzensneigung schließt; unter Blutsverwandten ist die Ehe verboten; ihre Frauen zeichnen sich durch Sittlichkeit aus. Die Anhänglichkeit der Buschmänner an ihre Familie ist groß.

Den Fremden nähern sich die Buschmänner vorsichtig und misstrauisch. Auch für die verlockendsten Geschenke verrathen sie nichts vom Zustande ihres Landes und ihrer Lebensweise, am wenigsten vom Wasser, wenn irgendwo in einer Felspalte oder Schlucht etwas vorhanden sein sollte. Wo man aber mit ihnen in nähere Berührung gekommen und ihnen

mit Liebe und Wohlwollen begegnet, haben sie sich stets dankbar und dienstfertig erwiesen. Nur wo sie unmenschlich roh behandelt und zu Viehischen Lüsten missbraucht werden, kann es uns nicht verwundern, wenn sie sich rächen und auch ihrerseits den weißen Mann nicht schonen. Der Buschmann ist geschickt, er ist fähig die unglaublichesten Anstrengungen zu ertragen. Dankbarkeit und Treue sind bei dem verachteten Bewohner der Wildnis leichter zu finden als bei dem stolz auf ihn herabschenden Kaffer.

Die fast ausschließliche Waffe des Buschmannes ist der Bogen und der Kirri (Wurfkeule). Die Pfeilspitze ist bald aus Knochen, bald aus Eisen gemacht und gewöhnlich vergiftet. Das Pfeilgift wird aus dem Saft der Giftwiewel und den Giftbeuteln der Puffotter und der schwarzen Cobra bereitet und mit dem fein gemahlenen Pulver eines rothen Gesteins vermischt, um es damit dicker zu machen. Die Zubereitung wird aber streng geheimgehalten, und es werden zur Mitwissenschaft nur die Familienhäupter gezogen. Das Giftmischen findet nur einmal im Jahre statt und wird festlich mit Gesang und Tanz vorgenommen. Während die Masse in einem Topfe kocht, tanzen die Theilnehmer um denselben herum, bald wahnhaft schreiend und gestikulierend, bald alle möglichen Stellungen einnehmend, um die Zuckungen an Gift verendender Thiere darzustellen. Diese Pantomimen werden nach Farini so gut durchgeführt, dass man die verschiedenen von den Tanzenden nachgeahmten Thiere erkennen kann. Selbst die eigenen Frauen dürfen bei diesen Gelegenheiten nicht zugegen sein; sie bleiben im Lager und bereiten für die Männer zur Stärkung nach der Arbeit das Honigbier. Dieses wird aus dem Saft der wilden Wassermelone zubereitet und mit Honig vermischt und hat sowohl im gekochten als gegorenen Zustande eine berausende Wirkung.

Außer der Jagd befreien sich einige Abtheilungen mit Ausgrabungen von Kupfererz. Andere wieder bereiten Salz auf den Salzpfannen in Form von Zuckerhüten und bringen es zum Verkauf nach Ondonga, von wo es weiter zu den anderen Stämmen geht. Die Gegenstände, welche die Buschmänner für Kupfer und Salz eintauschen, sind Perlen, Pfeifen, Tabak, Kochtöpfe, Beile, Messer u. s. w.

Die Buschmänner sind außerordentlich geschickte Steinschneider und Zeichner. Bisher war es Gewohnheit, sagt der Afrikareisende Holub, den Buschmann als auf der niedrigsten Stufe stehend zu betrachten; diese Meinung werden wir bald aufgeben, wenn wir seine Arbeiten näher besichtigen. In ganz Südafrika hat kein Stamm eine so große Geschicklichkeit im Bearbeiten der Steine aufzuweisen als der Buschmann.

Seine Geräthe versiegt er aus Holz, Knochen und den Schalen des Straußeneies; seine Langweile verkürzt er mit Steinschneiden, worin er großen Kunstsinn fundigt und wodurch er sich Denkmäler errichtet hat, die alles überleben werden, was die benachbarten Hottentotten und Bantuästämme geschaffen haben. Seine Höhlen und Felsgallerien bedeckt er mit leicht und gewandt ausgeführten Zeichnungen, die oft nur aus nicht zusammenhängenden Linien bestehen, anderwärts aber wirkliche Gravierungen sind. — Auch musikalische Fähigkeiten besitzt der Buschmann. Er ist förmlich auf den Besitz einer Geige verpflichtet. Kann er eine solche nicht erhalten, so konstruiert er sich aus einem hohlen Kürbis ein Instrument mit zwei Saiten und entlockt selbst diesem primitiven Instrumente leidliche Weisen. Ein anderes Instrument sah Farini, eine Art Pfeife aus Schilfrohr, die aber nur einen nach Größe des Rohres wechselnden Ton gab.

Wie viele andere wilde Völker, sind auch die Buschmänner bezüglich ihrer religiösen Ansichten sehr verschwiegen. Nur mit Mühe gelang es Campbell von Makum das Geständnis herauszulocken, die Buschmänner glaubten an einen männlichen und einen weiblichen Gott, an einen guten und einen bösen Geist, und erst durch Arbousset und Daumas haben wir noch andere bedeutsame Aufschlüsse erhalten. Nach diesen glauben sie an einen unsichtbaren Mann im Himmel, zu dem sie beten und ihm zu Ehren Tänze aufführen, ehe sie in den Krieg ziehen. Allgemein verbreitet ist der Gebrauch von Amuletten, um die Gewalt der bösen Geister zu brechen, oder Glück bei ihren Unternehmungen zu erhalten. Sie haben Zauberer, welche Regen, Gewitter und Wind hervorbringen können. Allgemein ist die Sitte des Fingerausschneidens; es ist dies eine Art Todtenopfer, denn

Burchell erfuhr von einer alten Frau, daß sie ihre Finger abgeschnitten habe, um ihre tiefe Trauer über den Tod von drei Töchtern darzuthun. Auf einen Glauben an ein Jenseits weist die Bestattungsweise hin; denn sie pflegen ihren Todten die Gegenstände des täglichen Gebrauches, die Waffen, mitzugeben.

Der zweite Stamm der Pygmäen-Familie sind die Hottentotten, welche die westlichen Gebiete Südafrikas einnehmen. Vom Kap angefangen ziehen sie der westlichen Küste entlang durch das große Namaland bis in das Damaraland hinein. Ehemals bildeten sie ein zahlreiches Volk; heute bilden sie infolge der Bedrückung seitens der Weissen und der Kaffern nur eine Völkergruppe von 40 bis 50,000 Seelen. Der leibliche Typus des Hottentotten ist der des Buschmannes, nur daß die Merkmale, wie schon erwähnt, bei dem letzteren besser ausgeprägt sind. Er ist klein, obwohl durchschnittlich größer als der Buschmann; die Haut ist gerunzelt, wenn auch nicht in dem Maße wie bei jenem; die Farbe ledergelb, das Auge geschlitzt, die Haare filzig, die Hände und Füße klein. Obwohl die Hottentotten ihren schwarzen Nachbarn, den Kaffern, an Muskelausstattung nachstehen, so besitzen sie doch eine große Gelenkfähigkeit der Glieder, sind ausdauernde Läufer, gewandte Reiter, tüchtige Schützen und brauchbare Fuhrleute. Der Hottentotte besitzt ein großes Selbstgefühl; in seiner Sucht nach Freiheit kennt er keine Grenzen. Wer seiner Ehre zu nahe tritt oder sie zu beschränken droht, hat es auf lange hinaus mit ihm verdorben. Im allgemeinen sind die Hottentotten sehr reizbar, wozu der lange Kampf mit den schwarzen Rassen und die zweihundertjährige Unterdrückung seitens der Weissen nicht wenig beigetragen haben mag.

Legende des Morgenlandes.

Der hl. Marcus, Evangelist.

(24. April.)

Marcus war Jude von Geburt, der Sohn einer gewissen Maria, in deren Hause zu Jerusalem sich die Christen zu versammeln pflegten (Apg. 12, 12). Das arabische Synagor der koptischen Kirche berichtet, daß sein Vater Aristobul geheißen habe, und daß der Evangelist in der Pentapolis geboren sei. Marcus war ein Vetter des hl. Barnabas (Col. 4, 10) und ist wahrscheinlich vom hl. Petrus

am Pfingstfeste getauft und bekehrt worden, denn dieser nennt ihn (1. Petr. 5, 13) seinen Sohn.

Die treffliche Rednergabe und sein Eifer für die Verherrlichung Jesu Christi bewogen den hl. Petrus, daß er ihn als Reisegefährten im Jahre 42 mit nach Rom nahm. Dadurch ward ihm die Ehre zutheil, daß er dem Apostelfürsten in der Hauptstadt der Welt die erste und berühmteste Christengemeinde

(Röm. 1. 8) stifteten und so das heidnische Rom zur Hauptstadt der ganzen Christenheit vorbereiten half. Als Petrus im Jahre 49 wieder nach Antiochia zurückkehren musste, übertrug er die Obhut über die Neubefehrten seinem geistlichen Sohne Marcus. Dieser verfasste nun auf Bitten der römischen Christen, ihnen das im Zusammenhange aufzuschreiben, was Petrus ihnen mündlich vorgetragen habe, sein Evangelium. Petrus prüfte nach seiner Rückkehr diese Schrift bestätigte sie als wahrheitsgetreu und befahl, dass sie in den Versammlungen der Gläubigen vor-gelesen werde.

Deshalb wird dieses Evangelium auch das Evangelium Petri genannt. Die Verdienste des Marcus um die Kirche in Italien bewogen den hl. Petrus, dass er ihn nach Afrika sandte. Er landete in Lybien und durchzog bis nach Oberägypten alle Provinzen und Städte. Die Heiligkeit seines Lebens und der Glanz seiner Wunder weckte und befruchtete allenthalben die Sehnsucht nach der Erlösung. Das Hauptziel seiner Mission aber war Alexandria, dem Range nach die zweite, dem Handelsverkehre nach die erste Stadt der Welt.

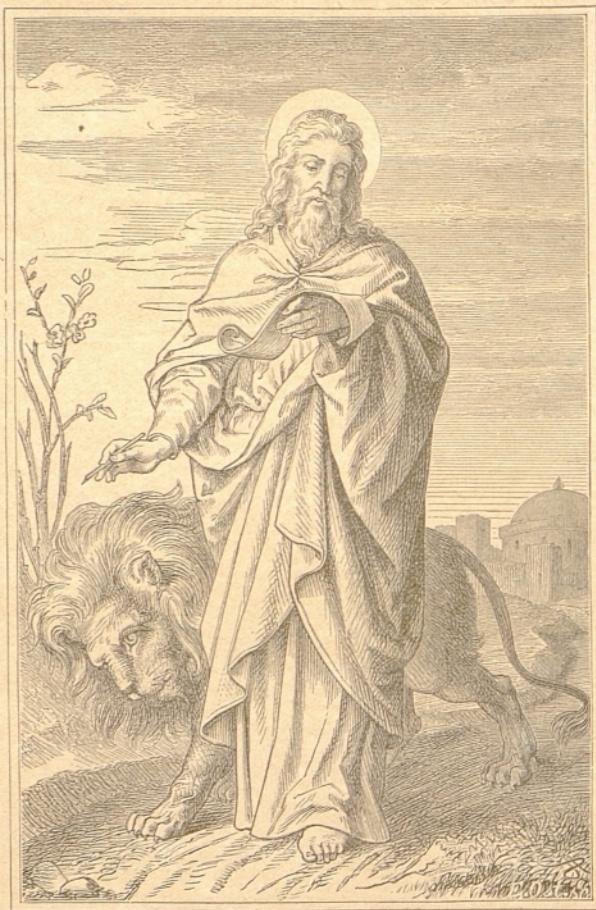
Als er in Alexandria ankam und bei dem Schuster

Anian seine zerriissenen Sandalen flicken ließ, geschah es, dass dieser bei der Arbeit mit der Aehle sich den Finger durchstach und vor Schmerz aufseufzte: „Ach, einiger Gott!“ Marcus, von diesem Ausruf angehnm überrascht — bestrich den verwundeten Finger mit seinem Speichel und sprach: „Im Namen Jesu soll Deine Hand gesund sein!“ und sogleich war die Hand geheilt. Der Schuster dankt: „Ich beschwöre

Dich, Du Mann Gottes, bleibe im Hause Deines Dieners und iss mit ihm sein Brot; denn Du hast mir heute Barmherzigkeit erwiesen.“ Marcus erwiderte gerührt: „Der Herr möge Dir dafür das Brot des Himmels geben und sein Segen soll bei Dir wohnen!“ Anian: „Wer bist Du doch?“ Marcus: „Ich bin ein Diener Jesu Christi, des Sohnes Gottes.“ Anian: „Diesen möchte ich gern sehen.“ Marcus: ich will Dir ihn zeigen;“ und er fieng an, Jesus und seine göttliche Lehre zu verkünden. Anian und seine Familie glaubten und empfingen die hl. Taufe.

Von wunderbarem Erfolge gesegnet war nun sein apostolisches Wirken. In kurzer Zeit machte die Zahl und Frömmigkeit der Christen großes Aufsehen und die neidischen Götzenpriester suchten ihren Zingrinn im Blute des Heiligen zu fühlen. Dieser, über deren ruchlosen Plan durch Gott belehrt, weihte den Anian zum Bischof, mehrere andere zu Priestern und Diaconen und zog in die Provinzen zurück, wo er zwei Jahre lang verweilte und die Neubefehrten in dem christlichen Leben bekräftigte. Dann gieng er nach Rom und suchte den hl. Paulus auf, der im Kerker schmachtete, kehrte dann wieder in die Mitte der

Seinigen zurück, bereit, wenn es der Wille des Herrn sein sollte, an ihrer Seite für Christum sein Leben zu lassen. Die junge Christengemeinde in Alexandria hatte sich indessen zu einer prächtigen Blüte entfaltet. Der Jude Philo, ein bekannter Geschichtsschreiber der damaligen Zeit, schreibt von jenen Christen: „Der blühende Zustand dieser Kirche glich einem blumenreichen Felde; wo früher eine



Der hl. Marcus, Evangelist.

Wüste, da war jetzt ein Paradies. Es waren nicht bloß Männer, welche ein wahrhaft heiliges Leben führten, sondern auch schwache Frauen und Mädchen, abgelebte Greise und kleine Knaben, die mit ihren Tugenden weit über ihr Alter emporstiegen und eine Stärke zeigten, die nicht in ihrer Natur lag. Mit standhaftem Muthe bezwangen sie alle sinnlichen Reizungen und lebten Engeln gleich in solcher Kleinheit, als hätte ihnen die Natur kein gebrechliches Fleisch gegeben."

Nur zu bald hatten die Gözenpriester von der Rückkehr des Marcus vernommen. Sie schworen diesem unerträglichen Zauberer — so nannten sie den Heiligen ob der Wunder, die er wirkte — den Tod. Sie bestellten Meuchler, die den hl. Marcus in seinem Versteck suchen und töten sollten. Es war gerade das hohe Osterfest und der Apostel feierte eben das hl. Messopfer, als ihn die Mörder aufspürten; sie banden ihm einen Strick um den Hals und schleiften ihn durch die Stadt, dass sein Blut die Pflastersteine röthete. Marcus aber freute sich dessen, er rief sogar zu wiederholten Malen aus: „Ich danke Dir, mein Herr, dass Du mich würdig befunden hast, für Dich zu leiden!“ — Am Abend warfen die Henker den Halbtodten in den schmutzigsten Kerker und beriethen sich, welchen Todes sie ihn sterben lassen sollten. In der Nacht erschien ihm

der Erlöser und tröstete ihn. Der treue Diener flehte: „Nimm auf, o Herr, meine Seele in Frieden und lasst mich von Deiner Gnade nicht geschieden werden!“ Jesus erwiderte: „Der Friede sei mit dir, Marcus, mein Evangelist!“ —

Mit Anbruch des nächsten Tages stürmten die Heiden ins Gefängnis und schleiften ihn wieder über die steinigen Straßen dahin unter wüsten Schimpfreden und unter Misshandlungen, bis er seine Seele aufgab. Dies geschah am 25. April des Jahres 68. — Die Mörder wollten den Leichnam verbrennen, aber ein furchterlicher Sturm mit Blitz und Donner und strömendem Regen jagte sie auseinander. Die Christen retteten ihn mit rührendster Ehrfurcht an den Ort ihrer religiösen Versammlungen. Im Jahre 915 wurden die theueren Ueberreste nach Benedig übertragen. Die Republik wählte den Heiligen zu ihrem Landespatron und zu ihrem Wappensymbole den Löwen des hl. Marcus mit dem Evangelienbuche und der Umschrift: „Der Friede sei mit dir, Marcus, mein Evangelist,“ und erbauten dann die allgemein bewunderte St. Marcus-Kathedrale. Der hl. Marcus wird abgebildet mit einem Löwen, weil er sein Evangelium beginnt mit der Stimme des Rufenden in der Wüste, gleichsam mit dem Gebrülle des königlichen Löwen: „Thut Buße!“

Ägypten als Wintercurort.

Von Dr. J. Nienhans.

Wenn man gegenwärtig die ägyptischen Zei-
tungen liest, so staunt man fast über die
langen Listen der Fremden, die all-
wöchentlich mit den englischen, deutschen, französischen,
italienischen, österreichischen, griechischen, russischen und
ägyptischen Dampfschiffen ankommen. Viele dieser
Fremden beabsichtigen nicht, eine Vergnügungsreise
zu machen, noch auch die ägyptischen Alterthümer zu
studieren, sondern sie suchen Linderung und Heilung
ihrer Leiden, die man nur zu oft schon auf ihrem
Gesichte lesen kann. Drei Arten von Krankheiten
findet es hauptsächlich, für die man in Ägypten
Heilung oder wenigstens Linderung sucht: Lungen-
frankheiten, Nierenleiden und Gicht. Das eigentliche

Heilmittel dieser Leiden ist die ägyptische Luft: ihre Wärme, Reinheit und Trockenheit.

Ägypten erstreckt sich vom 31. Breitegrade aus südwärts, hat also eine sehr südliche Lage. Weil ferner selbst im Winter an den bei weitem meisten Tagen wolkenloser Himmel ist, so kann die Sonne ihre ganze Wärmekraft entfalten, und ihre Strahlen sind auch in den kürzesten Tagen in den Stunden zwischen 10 bis 3 Uhr kaum zu ertragen. Daher ist die mittlere Tagestemperatur Ägyptens im Winter gleich der des Sommers in Deutschland. Für die Reinheit und Trockenheit der ägyptischen Luft sorgt die ungeheure Wüste, die das Nilthal auf beiden Seiten einschließt; die Wüstenluft weht in jungfrä-

licher Reinheit über das Nilthal dahin, sie fließt gleichsam von selbst in die Lungen, und das Auge durchdringt sie mit einer solchen Leichtigkeit, dass ferne Gegenstände, z. B. die Pyramiden, verhältnismässig nahe erscheinen, und der nächtlich gestirnte Himmel in prachtvoller Weise sichtbar ist, so dass die Milchstraße wirklich als ein milchweisser Streifen erscheint, in dem verschiedene Sternengruppen von noch grösserer Helligkeit deutlich kennbar sind. Regen gehört in Oberägypten zu den allergrößten Seltenheiten, zuweilen verirren sich einzelne Regenschauer vom Mittelmeer her in die Wüste, um sich dort rasch zu verflüchtigen. Ja man sieht öfter, wie in Europa, dass unter Wolken, die vor der Sonne herziehen, sich Regenstreifen bilden, man erblickt selbst den Regenbogen, aber die Regentropfen erreichen nicht den Boden, die trockene Luft saugt sie auf. Als Wirkung dieser Trockenheit ist es anzusehen, dass im Winter bei kühlerem Wind leicht die Schleimhaut der Lippen auffpringt, sowie die Hände, und dass das äußere Ende der Fingernägel wie Glas abbricht, wenn man damit an einen harten Gegenstand stößt.

Zuvwiefern die warme, reine und trockene Luft Ägyptens ein Heilmittel ist für die genannten Leiden, ist leicht zu sagen. Wie kalte und unreine Luft ein Gift ist für die Atemungsorgane, so bildet die warme und gute Luft für sie das natürliche Heilmittel. Indem ferner die Wärme der Luft die Poren öffnet, und die Trockenheit derselben die Feuchtigkeit aus dem Körper saugt, werden die kranken Nieren in ihrer Thätigkeit entlastet, und die im Körper befindlichen schlechten Stoffe entfernt. Ähnlich günstig ist die Wirkung bei der Gicht.

Weil aber nicht in ganz Ägypten die Luft in gleichem Grade diese Eigenschaften besitzt, so ist auch nicht ganz Ägypten unterschiedslos als Kurort zu empfehlen. Alexandrien und die übrigen an der Meeresküste gelegenen Orte haben im Winter mehr oder weniger europäisches Klima. Kairo, oberhalb des Nildelta auf dem 30. Breitengrad gelegen, soll sich nach dem Zeugnis der älteren Leute in klimatischer Beziehung sehr zu seinen Ungunsten verändert haben, und zwar wegen der immer mehr sich entwickelnden Vegetation. Der Winterregen ist in Kairo nicht mehr so ganz selten; man zählt gegen zehn Regentage, an denen mehr oder weniger Regen fällt. Ferner ist die Stadt im Winter sehr oft in einen dichten Nebel gehüllt, der bis 10 Uhr morgens währt, und den man schon von weitem als eine graubraune Wolke über der Stadt lagern sieht. Dazu kommt der Lärm der Großstadt: das Gerassel der Wagen und der elektrischen Straßenbahn, das Getrippel unzähliger Esel, das unaufhörliche Geschrei der Ausrufer. Endlich

bildet sich in den Straßen, deren Canalisation zwar in Aussicht genommen, aber noch nicht verwirklicht ist, häufig ein übler Geruch infolge Unrathes und der häufigen und reichlichen Besprengungen.

Um nun in der Nähe von Kairo einen Kurort zu haben, der mit der Vorzüglichkeit der ägyptischen Luft zugleich die Annehmlichkeiten der Großstadt verbindet, hat man vor ungefähr dreißig Jahren die Stadt Heluan gegründet. Sie liegt 25 Kilometer südlich von Kairo, in der arabischen Wüste, auf einer gelinden Anhöhe, 5 Kilometer vom Nil entfernt und 35 Meter über demselben. Die breiten Straßen, die sich alle im rechten Winkel schneiden, sind nicht gepflastert, sondern soweit sie keinen felsigen Untergrund haben, mit Steinschrot belegt und mit Wüsten- sand bedeckt. Die Häuser haben meistens nur ein oder zwei Stockwerke und liegen soweit auseinander, dass die Sonne gehörig in die Zimmer hineinscheinen kann. Industrielle Einrichtungen werden ferngehalten, die einzige Dampfmaschine, die den Ort mit Wasser versorgt, steht 5 Kilometer entfernt am Ufer des Nils. Daher kann man in Heluan die ungetrübte Wüstenluft atmen, und wenn man von dem unruhigen Kairo kommt, so genießt man hier eine Ruhe und Stille, die an einen Friedhof erinnert. Neben einer grösseren Anzahl von Pensionen bestehen vier Hotels mit allen Einrichtungen der Neuzeit. Es gibt auch Schwefel- und Salzwasserquellen, deren Gebrauch bei Katarrhen, Rheumatismus und Hautkrankheiten heilsam wirkt. Das im vorigen Jahre vollendete neue Badehaus ist sehr geräumig und fein eingerichtet. Wegen der grösseren Entfernung vom Mittelmeere und dem angebauten Nildelta ist die Luft in Heluan um zwanzig Prozent trockener als in Kairo und auch wärmer. In besonders kalten Wintern jedoch kann es auch in Heluan für schwache und empfindliche Kranke zu kühlen werden, indem von Mitte December bis Mitte Februar zuweilen bei bewölktem Himmel mehrere Tage die Sonne nicht scheint, so dass das Thermometer sich nicht über zehn Grad Celsius erhebt.

In folchen Fällen ist Oberägypten vorzuziehen, wo sich zunächst Luxor als Kurort darbietet. Es liegt in der Ebene des ehemaligen Theben, 730 Kilometer südlich von Kairo, etwas über dem 26. Grad nördlicher Breite. Wegen der südlicheren Lage, der weiteren Entfernung vom Mittelmeere ist die Luft gegen 8 Prozent trockener und einige Grade wärmer als in Heluan, bewölkter Himmel noch seltener. Für das Unterkommen der Fremden ist hinreichend gesorgt, und wer kräftig genug ist, hat gute Gelegenheit sich zu zerstreuen und zu belehren durch die Besichtigung der um Luxor herum in großer Zahl und

Ausdehnung sich befindlichen ägyptischen Alterthümer. Vortheilhaft für manche Kränke ist noch die größere Windstille in Luxor, weniger vortheilhaft dagegen die Einwirkung der großen Fruchtebene, wodurch die Luft hier und da staubig und übelriechend wird.

Als der wärmste und trockenste Curort Ägyptens gilt Assuan, 236 Kilometer von Kairo, etwas unter dem 24. Breitegrade, am Fuße des ersten Nilfataraktes. Vegetation ist in der Umgebung von Assuan so gut wie gar nicht vorhanden, darum ist die Luft hier äußerst rein und trocken. Thau ist in Assuan unbekannt.

Als ich im Jahre 1899 eines Morgens Nebel erblickte, und den für Thau hielt, belehrte mich ein lungen schwacher Herr, daß es nicht Thau, sondern Staub sei, was ich denn auch bald selber auf meinen Kleidern bestätigt fand. In der Libyschen Wüste hatte unzweifelhaft kurz vorher ein heftiger Sturm getobt, und die ganze Luft mit Staub erfüllt.

Im Anschluß an solche Stürme, namentlich den sogenannten Frühjahrschamfin fallen zuweilen einige Regentropfen, die eher Brei als Wasser sind. Im November 1898 regnete es in Assuan eine ganze Nacht ununterbrochen,

während gleichzeitig im unteren Ägypten

starke Gewitterregen niedergingen, die an mehreren Stellen die Eisenbahndämme wegspülten. Am folgenden Morgen war der Boden ganz durchweicht. Kein Kind kam in die Schule, nur wenige Leute wagten sich hinaus, und man sagte allgemein, so etwas sei in 30 Jahren nicht vorgekommen. Am nördlichen Ende der Stadt weht öfter im Winter ein kräftiger, kühler Wind aus der Libyschen Wüste, während der Süden Assuans hingegen durch eine

höher aufsteigende Hügelkette des westlichen Nilufers geschützt ist. Darum hat hier die Firma Cook vor einigen Jahren ein großes Hotel erbaut, das zudem noch durch einen Schutthügel in unmittelbarer Nähe geschützt ist. Auf der Nilinsel Elephantine, der Mitte der Stadt gegenüber, ist seit dem vorigen Jahre ein anderes Hotel errichtet, das Nilhotel.

Kann sich Assuan als der vorzüglichste Curort Ägyptens rühmen, so gilt das doch nur für zwei bis drei Monate. Nach Mitte Februar können schon Tage kommen, wo es der Nordeuropäer kaum mehr

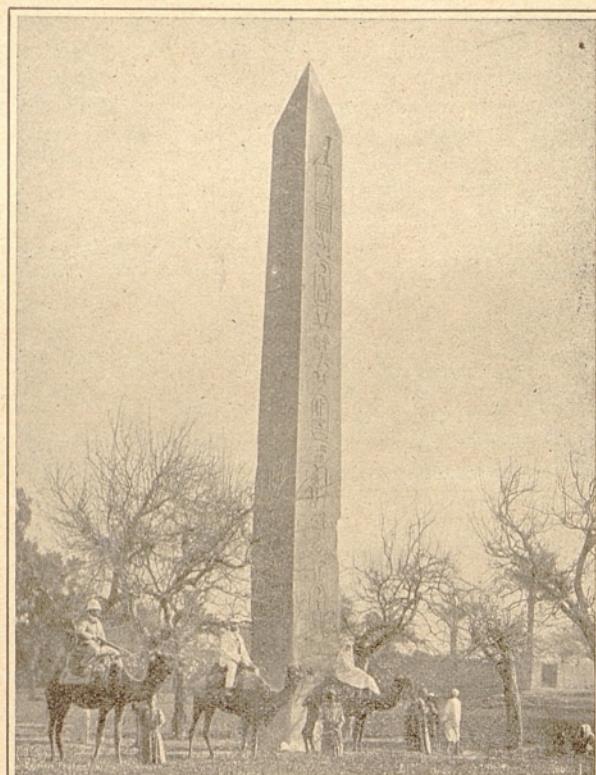
auszuhalten vermag. Halten solche Tage an, dann leeren sich die Gasthäuser. Die Fremden reisen zurück zu dem kühleren Luxor oder zu dem noch kühleren Helluan, welch letzteres infolge einer günstigen Lage hat, als es dem Europäer für mindestens fünf Mo-

nate einen ange- nehmten Aufenthalt bietet und auch das ganze Jahr hindurch bewohnt werden kann.

Welche Wirkungen hat nun ein winterlicher Aufenthalt in Ägypten bei den oben angeführten Krankheiten? Wie kein Kraut gegen den Tod gewachsen ist, so gibt es auch keinen vor ihm schützenden Ort. Darum thut es mir immer leid, wenn

hier Kränke auftauchen, die augen-

scheinlich „auf dem letzten Loche pfeifen.“ Sie schleppen sich wie Schatten durch die Straßen oder sitzen wie Leichen in den Droschken, und meinen, die ägyptische Sonne könne sie noch heilen. Aber bald weicht der letzte Hoffnungsstrahl der Verzweiflung, und sie sterben in einem fremden Lande, fern von den Ihrigen. Lungen- oder Nieren- kranke im letzten Stadium sollten daher nicht nach Ägypten kommen. Bei Katarrhen der Atemungsorgane dagegen, bei beginnender Schwindfucht, Nieren-



Der Obelisk von Heliopolis.

leiden, die nicht das Herz in Mitleidenschaft gezogen, ist entweder völlige Genesung zu erhoffen, oder wenigstens bedeutende Besserung. Wird das Leiden selbst nicht gehoben, so können die Kranken sehr oft bei dauerndem Aufenthalt hier selbst so weit sich erholen, dass sie fähig sind, eine Beschäftigung zu ergreifen, die ihnen den nöthigen Zeitvertreib und Lebensunterhalt gewährt.

Man sollte nun meinen, dass in Aegypten die in Rede stehenden Krankheiten bei den Einheimischen nicht oder nur selten vorkämen. Und doch ist das Gegenteil der Fall. Die Schwindsucht ist auch hier ein Würgengel, der in allen Bevölkerungsklassen seine Opfer fordert. Bei den ärmeren Eingeborenen liegt die Veranlassung vielfach in den unzureichenden Nahrungs- und Wohnungsverhältnissen, während die Unkömmlinge aus Centralafrika, die am zahlreichsten der Schwindsucht erliegen, vielleicht den Klimawechsel nicht ertragen können. Nierenleiden und Rheumatismus entstehen meist durch Unvorsichtigkeit und Leichtfinn. Der Orientale weiß sich im allgemeinen nicht so zu beherrschen, wie die Europäer. Kommt er vom Marsche oder der Arbeit schwitzgebädet aus der Sonne, so setzt er sich oft kaltblütig in den Schatten, dem Zugwind ausgesetzt und freut sich der Kühle, unbeforgt um eine nachfolgende Erkältung und trinkt zum Überfluss noch Eiswasser oder sonstige kalte Getränke. Kann er des Abends im Zimmer nicht einschlafen, so legt er sich auf der Veranda nieder und bemerkt im festen Schlaf nicht die kühlen Winde und den feuchten Thau der Spät Nacht. Er-

wacht er am Morgen mit steifen Gliedern und Schmerzen, so sagt er, er habe einen „Luftschlag“ erhalten.

Wenn übrigens die ägyptische Luft dem Kranken gut thut, so schadet sie auch dem Gesunden nicht, und darum suchen auch zahlreiche Gesunde aus den nördlichen Gegenden im Winter Aegypten auf. Sie bleiben meist in Kairo, dessen Klima für sie nicht zu rauh ist, und das ihnen Vergnügen bietet, die anderswo in Aegypten nicht zu haben sind. In Kairo schmilzt gleichsam der Orient mit dem Occident zusammen, die Bewohner und Producte beider Länder sind hier zu finden. Es hat viele Hotels, deren mehrere vorzüglich eingerichtet sind und 200 bis 300 Menschen fassen. Während der Hochsaison gibt es neben den theatralischen Vorstellungen fast jeden Abend eine Festlichkeit, von den Bällen des Vicekönigs und der Diplomaten bis zu den Abendunterhaltungen der Wohlthätigkeitsvereine der verschiedenen Colonien und den Clubfesten. Diese Fremden lassen große Summen Geld zurück, das, wenn auch nur in großen und kleinen Piastern, bis in die Taschen der armen und geplagten Fellachen dringt.

Leider machen die Wirths in Aegypten keinen Unterschied zwischen den oft weniger bemittelten Kranken und den reichen Gesunden. In den besseren Pensionen zahlt man 5 bis 8 Mark täglich, in den besseren Hotels 10 bis 15 Mark; die billigeren Gathäuser, die meistens in den Händen von Griechen sind, reichen für die Bedürfnisse des Europäers nicht aus.

Aus dem Missionsleben.

Vom Herzen Jesu erhört.

Ein Priester aus Amerika erzählt folgendes Erlebnis aus seinem Seelsorgsleben: Es war am Abend des hochh. Weihnachtstages. Froh, dass die anstrengende Arbeit überstanden war, stand ich eben im Begriffe, mich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Da erscholl die Haussglocke. Ein Bote war da mit der Nachricht, ein Sterbender verlange nach dem Priester. Mit der Ruhe war es nun aus. So rasch als möglich rüstete ich mich mit dem Nöthigen aus und sprang in den bereitstehenden Schlitten. Das Pferd,

als ob es wünschte, dass es sich um die Rettung einer unsterblichen Seele handle, flog nur so dahin; fassend gieng es durch Nacht und Sturm der Wohnung des Sterbenden zu. Nachdem wir eine Strecke von 12 (engl.) Meilen zurückgelegt hatten, hielt mein Führer vor einer kleinen, unscheinbaren Hütte, welche an einsamer Stelle tief im Walde lag. Ich trat in dieselbe ein und bemerkte einen hochbejahrten Neger, der sich, vor Schmerz ächzend und stöhned auf dem ärmlichen Lager wälzte. Bei meinem Eintritte richtete

er seinen matten Blick auf die Thüre, und als ich ihm nahe genug gekommen war, daß er mich als den gewünschten Priester erkennen konnte, fasste er voller Freude meine Hand. „Vater“, sprach er mit schwächer, aber vor Sehnsucht zitternder Stimme, „ich bin dem Tode nahe. Ich bin noch nicht getauft. Taufen Sie mich!“ Nachdem ich durch einige Fragen ermittelt hatte, daß seine Kenntnisse der katholischen Religion äußerst mangelhaft seien, unterrichtete ich ihn in den nothwendigen Heilswahrheiten und bereitete ihn auf den Empfang des heiligen Saeramentes vor; sodann ertheilte ich ihm die heilige Taufe. Ungefähr 20 Neger umstanden, während die heilige Handlung vollzogen wurde, in tiefer Ergriffenheit das Lager des Sterbenden. Nachdem der Kranke getauft war, lenkte er meine Aufmerksamkeit auf ein kleines Bild, das über seinem Lager an der Wand angebracht war. Wie groß war mein Staunen und meine Freude, als ich wahrnahm, daß es ein Bildnis des heiligsten Herzens Jesu sei! Wie kam dieser Neger, dessen Kenntnis der katholischen Religion so mangelhaft war, dazu, dieses Bild über seinem Lager anzubringen? Ich sollte bald Aufschluß bekommen. Auf das Bild deutend, sagte der Kranke: „Vater!

vor vielen Jahren kanste ich jenes Bild von einem Italiener; am Abende eines jeden Tages betete ich vor demselben; ich wußte, daß der Herr Jesus mir die Gnade erweisen werde, mich als Katholik sterben zu lassen.“ Als ich ihn fragte, warum er sich denn nicht schon früher von einem katholischen Priester habe unterrichten und in die katholische Kirche aufnehmen lassen, antwortete er: „Ich bin 76 Jahre alt, 30 Jahre lang Slave gewesen, und man hätte mir gesagt, die katholische Kirche nähme uns ehemalige Slaven nicht als ihre Mitglieder auf. Aber ich betete dennoch vor jenem Bilde zu dem Herrn Jesus, er möchte mich doch wenigstens als Glied der katholischen Kirche sterben lassen, denn ich glaube nicht an die anderen Kirchen. Mein Sohn ist protestantischer Prediger und öfters drang er in mich, von ihm die Taufe zu empfangen, aber ich ließ es nicht zu, daß er mich tauft.“ Während der folgenden Nacht brannte die Hütte des Negers bis auf den Grund ab, und der arme Kranke kam in den Flammen um. Ich hoffe zuversichtlich, daß er jetzt bei jenem heiligsten Herzen weile, zu dem er eine solche Verehrung und solches Vertrauen gehegt hatte.

Bekehrung einer Negerin.

Von P. Xaver Geyer.

Sines Tages gegen Abend erschien in unserer Mission ein etwa 10jähriges Mädchen und verlangte nach dem Obern. Da das Mädchen schlecht gekleidet und abgemagert war, mochte man glauben, es sei ein Slavenkind, aus seinem Hause entflohen und suche Zuflucht in der Mission. Ohne daher weiter zu fragen, eilte der Thürvorsteher erfreut zum Obern, um ihm Meldung zu machen; er hatte in seiner Freude ganz vergessen, daß der selbe abwesend war; es fiel ihm erst ein, als er schon bei dessen Thür angelangt war. Er berichtete also dem Negermädchen, daß der Obere zufällig abwesend sei, wenn sie also Aufnahme wünsche, möge sie bis zu dessen Rückkehr warten. Die Kleine erwiderte hastig: „Ist ganz gleich, ob es der Obere oder ein anderer Priester ist, rufe nur einen Priester.“ Nachdem einer der Missionäre erschienen war, erzählte ihm das Mädchen, daß ihre Mutter, eine Muselmännin, schwer krank sei und einen Priester zu sprechen wünsche. Der Missionär rüstete sich schnell und folgte der kleinen Führerin. Diese erzählte unterwegs, daß ihre Mutter, einst Slavin, seit mehreren Jahren in sehr kümmerlichen Verhältnissen lebe und nun krank und ohne jede Unterstützung sei. Diese Er-

zählung brachte den Missionär auf den Gedanken, daß die Kranke wohl eine Unterstützung wünsche, und er bedauerte schon, nichts bei sich zu haben. Indessen war man in ein abgelegenes Quartier gelangt und erreichte die elende Hütte, wo die Kranke lag. Beim Anblick des Priesters brach die etwa 40jährige Negerin in Thränen aus, faltete nach unserer Sitte die Hände und sagte flehend: „Vater, ich bitte, taufe mich!“ Der Priester war über diese Bitte nicht wenig erstaunt, da er wußte, daß die Negerin eine Muselmännin war, und die Bekehrung dieser eine große Seltenheit ist. Er neigte zur Annahme hin, daß die Kranke die Taufe verlange, um leichter eine Unterstützung zu erlangen, was nicht selten vorkommt. Er wollte also seine Neugierde befriedigen und fragte die Kranke, weshalb sie die Taufe wünsche. „Ich will als Christin sterben“, war die Antwort. „Weshalb willst du als Christin sterben?“ fragte der Missionär. Die Kranke erwiderte: „Ich weiß es selbst nicht, warum, aber ich fühle diesen Wunsch in mir, ich bin ganz unruhig, und nur wenn ich Christin werden kann, werde ich Ruhe finden.“ „Wie ist dir dieser Wunsch gekommen?“ fragte der Missionär. Die Kranke erwiderte: „Ich

weiß es selbst nicht; ich höre nur immer jemand sagen: Werde Christin, rufe den Priester, lass dich taufen. Ich bin aufgeregzt und unruhig und weiß nicht, wie mir ist. Nur Eines kann mich beruhigen. Ich bitte dich, tauße mich.“ Der Priester wurde immer neugieriger und wollte durchaus den Grund dieser nicht gewöhnlichen Erscheinung erforschen. Aber umsonst, die Kranke hatte nur die Antwort: „Ich weiß nicht, wie mir ist, tauße mich.“ Eine unmittelbare Gefahr für das Leben bestand nicht. Der Priester begann daher, die Kranke auf die Taufe vorzubereiten und sie in den hauptsächlichsten Glaubenswahrheiten zu unterrichten. Die Kranke hörte ihm mit Begierde an. Da indes die Nacht eingetreten war, zog sich der Missionär zurück und versprach, am folgenden Morgen den Unterricht fortzusetzen.

Am frühen Morgen nach der heiligen Messe kehrte er sofort zu seiner Kranke zurück. Er machte die Wahrnehmung, dass sich in der Nacht ihr Zustand etwas verschlimmert hatte. Aber die Kranke war vollständig bei Sinnen und erwartete mit Begier die Fortsetzung des Unterrichtes. Als der Priester im Verlaufe desselben auf Maria zu sprechen kam und der Kranke ein großes Vertrauen in ihren Schutz empfahl, bemerkte er, wie dieselbe lächelte. Da ihre Miene bis dahin ernst und wie schmerzerfüllt gewesen war, fiel ihm dies auf, und er fragte, warum sie lächele. Mit dem Ausdrucke, den jemand zur Schau trägt, wenn er meint, eine Überraschung zu bereiten, sagte die Kranke: „Ich weiß ein Gebet zu Maria.“ Da die Negerin sich sonst in religiösen Dingen fast vollständig unwissend gezeigt hatte, hieß es der Priester fast für einen Scherz, als die Kranke mit der alten Miene der Selbstgefälligkeit in arabischer Sprache zu beten begann: „Gegrüßt seist

du, Maria, voll der Gnaden u. s. w.“ und das ganze Ave Maria fehlerlos bis zum Schluss sagte. Der Priester stand ganz erstaunt da, und jetzt wusste er nicht, wie ihm war. Auf die Frage, wie sie das Ave Maria gelernt habe, erzählte sie also: „Ich war in meiner Jugend Slavin bei einem Kopten, dessen Töchterchen allabendlich das Ave Maria laut betete. Vom Hören lernte ich dasselbe. Da dieses Gebet sehr verschieden ist von den Gebeten der Muselmänner, sagte ich es auch später, als ich in anderen nicht-christlichen Häusern diente, häufig für mich selbst her, nur um es nicht zu vergessen, und so weiß ich es heute noch.“ Nun war manches klar. Da die Kräfte der Kranke immer mehr abnahmen und ihr Ende sichtlich nahte, wurde sie am Abend getauft. Sie erklärte nun ruhig und zufrieden zu sein. Nachdem sie noch ihre Tochter dem Priester empfohlen hatte, kehrte dieser nach Hause zurück. Als er am folgenden Morgen wieder in der armen Hütte erschien, fand er die Kranke im Todeskampfe. Sie konnte jedoch noch die Namen „Jesus, Maria und Joseph“, obwohl etwas unverständlich, aussprechen. Nachdem der Priester die Sterbegebete der Kirche beendigt hatte, war Maria — diesen Namen hatte die Negerin in der Taufe erhalten — ruhig und sanft als gottergebene Christin, wie sie es gewünscht hatte, verschieden. Die Tochter ist heute ebenfalls christlich und heißt Anna.

Maria hat sich wahrlich als salus infirmorum, als Heil der Kranken erwiesen und eine muselmäni sche Negerin auf ihrem Krankenlager zum ewigen Heile geführt zum Lohne für das so oft hergesagte Ave Maria. Welchen Lohn und welches Heil wird Maria jenen erleben, welche das Ave Maria mit gläubiger Andacht beten?

Taufe und Tod der beiden Schwestern Saida und Hamida (Maria und Josefine.)

Dem Briefe einer Missionsschwester entnehmen wir folgendes:

Welche reinen Freuden sind für uns Missionsschwestern doch diejenigen, unsere lieben Schwarzen dem Unglauben entrissen und dem Schoße der hl. Kirche zugeführt zu sehen! Solche Freuden hat uns der liebe Gott recht oft beschert; auch in letzter Zeit hat eine recht nette Anzahl von Schwarzen aus den benachbarten Dörfern die hl. Taufe empfangen können. Zu diesen Glücklichen gehören auch zwei von unseren Zöglingen hier aus Gefira, deren Lebensgeschichte wir — um dem Wunsche unserer Obern gerecht zu werden — hier kurz mittheilen wollen.

Im September des verflossenen Jahres kam in

unser Institut in Gefira eine Negerfrau, welche bald darauf, nachdem sie unsere hl. Religion angenommen hatte, mit den Zeichen des tiefsten Glaubens und der innigsten Frömmigkeit verschied. Maria Halima, so hieß die Schwarze, hatte zwei Töchter mit sich gebracht, welche sie der Mission überlassen wollte. Ihr grösster Wunsch war es, diese noch vor ihrem Tode getauft zu sehen; besonders lag ihr das ältere Mädchen, Saida, am Herzen. „Ich will meine Saida für den Himmel gerettet sehen,“ rief sie mehrmals aus, „dann werde ich ruhig sterben können.“ Doch konnte ihrem Wunsche nicht gleich willfahrt werden, da der Vater der Kinder, der in dieser Zeit im Gefängnis war, nach seiner Freilassung die Kinder

hätte wegführen und in der Ausübung ihrer Religion hindern können. Da mußte Vorsicht geübt werden. Der jüngern Tochter wegen, Hamida, die kaum ein Jahr zählte, hatte sie nicht große Angst, da dieselbe frank und dem Tode nahe war. Diese glaubte sie sicher geborgen in unserem Institute, denn sie wußte, daß es niemand von ihren Verwandten einfallen würde, ein todtkrankes Kind wegzuholen. „Wenn Halima hier stirbt,“ sagte sie zuverlässiglich, „so kann sie gleich in den Himmel gehen; denn Ihr guten Schwestern werdet meine Halima nicht ohne die hl. Taufe sterben lassen; nur für Saïda fürchte ich, wenn man sie Euch wegnimmt, wird sie nimmermehr eine Christin und wird nie den lieben Heiland kennen lernen.“ Doch beruhigte sie sich bald und sagte, sie wolle ihre Kinder ganz dem Schutze der lieben Mutter Gottes überlassen; die würde schon für deren Bestes sorgen. Ihr Vertrauen wurde nicht getäuscht.

Kaum hatte der liebe Gott die arme Maria zu sich gerufen, als die anderen Frauen ihres Mannes anrückten, und mit Gewalt die älteste Tochter der Entschlafenen, die sechsjährige Saïda, mit sich führen wollten. Um die Kleine, welche die Schwestern durchaus nicht verlassen wollte, vor ihren Verfolgerinnen zu schützen, mussten wir sie versteckt halten. Der kleinen Halima wegen machten sie gar keine Versuche, die schien ihnen schon eine beinahe Tode. Die Frauen forderten nun den Leichnam der Maria, und ohne eine Thräne zu vergießen, führten sie ihn hinweg, um ihn zu begraben. Maria gehörte ja nicht mehr zu ihnen, sie war eine Ungläubige geworden, da sie zum Christenthum übergegangen war, und hatten sie also keine Ursache ihren Tod zu beweinen.

Die Sache war aber hiermit noch nicht abgethan; so leichten Raufes geben sich die Mohammedaner nicht zufrieden, wenn es sich um ihre Religion handelt. Diese armen Frauen thaten nun auch alles Mögliche, um uns die kleine Saïda zu nehmen. Zunächst begaben sie sich zu einem alten Weibe, welches in der ganzen Umgegend im Rufe einer Hege steht. Diese fertigte verschiedene Karten mit dem Namen des Vaters und der Kinder aus, um diese von uns abfordern zu können. Doch vergeblich! Alle ihre List, alle ihre Bemühungen blieben erfolglos. Die Behörden erkannten die Papiere als gefälscht an, und die Frauen giengen leer aus. „Wartet nur,“ sagten sie uns, „bis der Vater aus dem Gefängnis heraus kommt, dann müßt Ihr doch wohl oder übel das Kind aussiefern.“

Inzwischen ließen sie die Kleine nicht aus den Augen und schickten ihr oft Spielsachen und Süßigkeiten, um sie an sich zu locken; denn um jeden Preis wollten sie sie aus unserem Institute entfernen. Doch

der liebe Gott schützte die Kinder, die in ihrer verstorbenen Mutter eine Fürsprecherin im Himmel hatten. Die kleine Saïda war seit einiger Zeit leidend, doch nicht bettlägerig. Im Gegentheil war sie immer ihrem kranken Schwesternchen Halima nahe, das sie innig liebte und das sie nicht einen Augenblick von sich lassen wollte. Saïda's Leiden, das anfangs nur unbedeutend schien, nahm jedoch immer mehr zu und sie mußte im Bett bleiben. Wenige Tage schienen ihr nur noch vergönnt zu sein. Rührend war es, die gegenseitige Liebe der beiden kleinen Mädchen und Saïda's Dankbarkeit gegen die Schwestern zu sehen. „O wie gut seid Ihr doch gegen uns“, rief sie mehrmals aus, „wenn ich beim lieben Gott bin, werde ich viel für Euch beten.“

Am 9. Mai, als der hochw. Vater Obere die andern Kranken besuchten kam, rief Saïda ihn zu sich und bat inständigst, die hl. Taufe empfangen zu dürfen. Der hochw. Vater, der sie gut unterrichtet wußte, willfahrtete ihrem Wunsche, und noch am selben Tage wurde Saïda ein Mitglied der hl. katholischen Kirche und erhielt in der Taufe den Namen Maria. Wenige Stunden nur nach dieser hl. Handlung rief der liebe Gott die Seele der kleinen Maria Saïda zu sich in die himmlischen Freuden. Ihr Schwesternchen, das am selben Tage wie sie ebenfalls die hl. Taufe empfangen und in dieser den Namen Josefine erhalten hatte, blieb uns auch nicht mehr lange; denn nur zwei Tage nach dem Tode der Maria Saïda nahm der liebe Gott auch die kleine Josefine zu sich in den Himmel. — Mit dem Tode der Kinder waren also die Hoffnungen ihrer mohammedanischen Verwandten und der berüchtigten Hege zu Grunde gegangen. Als diese den Tod der Saïda erfuhrten, kamen sie sogleich ins Kloster, um wenigstens ihren Leichnam mit sich zu führen. Als sie bei dieser Gelegenheit die kleine Josefine Hamida erblickten, die auch gerade in den letzten Zügen lag, konnten sie nicht umhin, Drohungen gegen das arme unschuldige Ding auszustoßen, nannten sie eine wahre Hege, die Mutter und Schwester verschlungen habe u. s. w. Doch was half ihnen das alles? Für die Kinder hatte der liebe Gott auf die beste Weise gesorgt; jetzt sind sie für immer den irdischen Leiden entrückt und genießen nun im Verein mit ihrer Mutter das höchste Glück!

Aus tieffstem Herzensgrunde müssen wir dem lieben Gott danken, daß er diese Seelen dem Teufel und seinen Genossen entrissen hat, und ihn bitten, dem Himmel noch viele, viele Seelen zuführen zu können. Es ist ja die größte Ehre, die wir dem göttlichen Herzen bereiten können, wenn wir ihm Seelen ge-

winnen, für die er so viel gearbeitet, so viel gelitten hat.

Gelobt sei Jesus und Maria in Ewigkeit! Auch den edlen Gebern, die uns durch den hochw. P.

Geyer für den Loskauf zweier Mädchen — Maria und Josefine — 100 fl. zuschickten, sprechen wir unsern herzlichsten Dank aus. Möchten sich doch recht viele solcher edlen Seelen finden!

Vermischte Nachrichten.

Des Sudanesischen Reichthum. Frägt man, was denn die Neger im Sudan eigentlich besitzen, so muss entgegnet werden, dass mancher dieser Neger, hätte er seine Habe in Europa, ein reicher Mann wäre. Dieser ganze Reichthum besteht in — Rindvieh. Andern Reichthum kennen sie nicht, andere Habe ist bloß Nebensache, die schnell vergeht, während der Reichthum an Vieh gleichsam bleibend ist. Sie besitzen mehr Rinder als Ziegen und Schafe, wovon letztere keine Wolle sondern bloß Haare tragen. Allein sowohl Rind- als Kleinvieh ist von kleiner Gestalt und von schlechter Gattung: das Rindvieh hat allgemein den hohen Höcker, es ist kurz und hoch gebaut, mehr wildartig, und deswegen haben sie auch bei einer Unzahl von Kühen einen sehr kleinen Nutzen an Milch und Fleisch. Die besten Kühe geben zur besten Zeit kaum anderthalb Liter Milch per Tag, und wenn somit auch jemand 200—300 Stück besitzt, hat er doch nicht Ueberfluss, denn mehr als die Hälfte gibt keine Milch, die meisten sehr wenig, und dazu braucht so ein Besitzer mehrere Leute, die alle von seinem Vieh leben müssen. Der Nutzen an Fleisch ist noch geringer, denn Kühe sind zu verehrt, als dass man sie schlachten würde; sie leben, bis sie von Alter oder Krankheit zum Skelet geworden niederfallen und verenden. Einen Missionär, der einmal eine Kalbin schlachten ließ, schaltten die Neger eine Hyäne, da er sogar Kühe esse. Der Todfall einer Kuh wird beweint und betrauert wie der eines Menschen — ja fast noch mehr; der Besitzer trägt einige Tage den Strick, womit die Kuh angebunden war, am Halse und erzählt allen sein Unglück; später bindet er sich dann einen Strick um den Bauch. Daher kommen die Vermöglicheren nie aus der Trauer, und so ein Strickträger ist meistens auch ein grösserer Besitzer. Ochsen werden wohl geschlachtet, aber nur bei Festlichkeiten, z. B. bei Friedens-, Hochzeits- und Totenmählern, oder bei Krankheiten von Vieh und Menschen. Pferde und Esel gibt es nicht. Hühner halten nur die Dinka am Tefafan.

Die Verehrung der Neger zum Rindvieh geht so weit, dass bei allen Dinkastämmen die Männer grösstentheils den Namen eines Ochsen, und die Weiber den einer Kuh tragen. Alles Vieh, sowohl Rinder als Ziegen und Schafe, hat nach verschiedener Farbe und Gestalt oder einem sonstigen Zeichen einen ganz besondern Namen, was bei der Sprachforschung viele Schwierigkeiten abgab. Doch bei aller Verehrung und Schonung der Herde ist deren Anwuchs sehr gering, denn durch Strapazen auf ihren Wanderungen, durch Krankheiten und wilde Thiere, wie Löwen und Tiger, werden sie jährlich decimiert. Kühle werden sehr selten verkauft, an Fremde schon gar nicht. Ochsen konnte man früher schon gegen Kupfer und Glasperlen bekommen, jetzt aber verlangen sie schon das Zehnsache, und selbst so findet man selten einen Verkäufer; denn Glas und Kupfer sind keine Seltenheit mehr und haben in ihren Augen nur mehr wenig Wert im Vergleiche zu einem Rinde.

Die Neger ziehen künstlich die Hörner der Ochsen und geben ihnen eine bestimmte Form, und am beliebtesten sind sie, wenn ein Horn in die Höhe steht, während das andere nach unten strebt; so ein Ochs heißt dann mokwe und wird der Liebling seines Herrn. Es ist auch Brauch, die Hörner an ihrer Spitze zu durchbohren und darin eine Quaste zu befestigen, nämlich das Ende eines Kuhhirschweifes. Auch Kühe ohne Hörner sind nicht selten. Sonst hat das Vieh alle möglichen Farben.

Die Häute der Rinder dienen als Lager und zu Stricken, während die Felle des Kleinviehs zu Kleidungsstücken für die Frauen gegerbt werden.

Koptische Taufe. Die Familie des Neugeborenen hatte sich um das Taufbecken versammelt. Dieses ist gewöhnlich tragbar, eine grosse mit Wasser gefüllte Kupferchale, welche man auf einen mit weißem Linnen bedeckten Tisch stellt. Während der Priester sich mit den heiligen Gewändern, mit dem Schultertuche, der Albe, die mit einem Lederriemen gegürtet wird, der Stola und dem Bespermantel bekleidet,

werden die Kerzen angezündet. Auch die Mutter des Kindes ist zugegen; sie trägt das Kind in ihren Armen; dasselbe ist wenigstens 40 Tage alt, wenn es ein Knabe, 80 Tage, wenn es ein Mädchen ist; die Haare der Mutter sind kunstreich geflochten und fallen mit Silbermünzen geschmückt auf ihre Schultern herab; um ihr Haupt ist ein mit Glitterplättchen und Glittergold gestickter Schleier geschlungen. Zuerst schreitet der Priester zur Ceremonie der Aussegnung der Wöchnerin. Er beginnt mit den Worten: *Gratias agamus Domino deo nostro* („Lafst uns danken unserm Herrn und Gott“), die er auf griechisch sagt. Dann folgt ein präfationsähnlicher Gesang, der mit seiner hohen eintönigen Melodie an

deiner Rechten“ gesungen ist, folgt noch das Evangelium (Luc. 10): „Jesus kam in ein Dorf, und ein Weib namens Martha nahm ihn in ihr Haus auf.“ Dann beginnt eine Reihe von Gebeten für die Kirche, den Papst, für alle Gläubigen, und die Ceremonie der Reinigung ist vollzogen. Der zweite Theil der heiligen Handlung besteht aus Exorcismen, Salbungen und Weißen. Zuerst nimmt der Priester den Exorcismus über das Kind vor; dann wird das Wasser geweiht und das Öl exorcisiert und mit demselben der Mutter Stirne, Brust und Hände, dem Kinde Stirne, Brust und Rücken gesalbt. Der Täufling wird nun in die Arme des Taufpathen gelegt, und abermals folgt eine Reihe von Exorcismen, Ge-



Beduinen mit Kameelen.

die Lieder der Araber erinnert; derselbe wird durch eine lebhafte Schellen- und Trommelbegleitung wirklicher gemacht; sehr oft wiederholt sich dabei die Anrufung: „*Kyrie eleison*“ auf griechisch. Dann breitet der Priester seine Arme aus und verrichtet ein Gebet. Es folgt eine Lesung aus dem fünften Capitel des Hebräerbrieves, welche mit den Worten beginnt: „Mein Sohn bist du: heute habe ich dich gezeugt;“ dann wird das Evangelium von Mariä Reinigung nach dem hl. Lucas gelesen: „Nachdem sich die Tage der Reinigung Mariä erfüllt hatten“ u. s. w., und sobald der Psalmvers: „Es stand die Königin zu

beten, Handauflegungen und Anhauchungen. Wenn dieselben zu Ende sind, legen Pathe, Pathin und die übrigen Verwandten mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß ab, und nochmals wird die Salbung des Täuflings auf Stirne, Brust und Rücken mit Gebet und Handauflegung wiederholt. Im dritten Theile der heiligen Handlung schreitet der Priester zur eigentlichen Taufe. Zunächst gießt er Öl ins Taufwasser. Dann liest der „Schamas“ (Diacon) einen Abschnitt aus dem Titusbriefe (2, 11), der mit den Worten beginnt: „Es erschien die Gnade Gottes, unseres Erlösers.“ Gleich nach dieser Lesung erklingen

Symbeln und Triangeln, welche den griechischen Gefang Hagios o Theos, Hagios Ischyros, Hagios Athanatos, eleison hemas (Heiliger Gott, Heiliger Stark, Heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser") begleiten. Man legt Weihrauch in das Rauchfass, und der Diacon liest das Evangelium (Joh. 3.): „Es war ein Mann aus den Pharisäern, Nicodemus mit Namen u. s. w.“ Abermals erschallt lebhafte Musik, welche den kräftigen Kyrie-Gesang begleitet. Dann legt der Priester die eine Hand auf den Täufling und die andere auf das Wasser, während alle Umstehenden abermals das Glaubensbekenntnis beten, und bezeichnet darauf das Wasser mit dem in Chrysam getauften Daumen dreimal in Kreuzform, indem er die Worte spricht: „Gebeten sei Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist.“ Zum drittenmale erbraust Musik, während der Priester betet und Wasser und Chrysam vermengt. Endlich taucht er, vom Pathen unterstützt, den Leib des Kindes zu einem Drittel in das Taufwasser und spricht dabei die Worte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters“ (das Kind zum zweiten Drittel eintauchend) „und des Sohnes“ (das Kind bis an den Kopf eintauchend) „und des heiligen Geistes.“ Damit ist die Taufe vollzogen und man zündet sofort alle Kerzen an. Unmittelbar nach der Taufe wird dem Neugetauften das Sacrament der Firmung gespendet. Gemäß dem alten Gebrauche der koptischen Kirche spendet dasselbe, wenn kein Bischof zugegen ist, ein einfacher Priester. Ich übergehe die einzelnen Ceremonien und bemerke nur, daß das Kind an nicht weniger als 36 Stellen gesalbt wird. Die Lesungen aus dem Evangelium wechseln mit einer Musik ab, die immer fröhlicher und begeisterter klingt, und die ganze Handlung schließt mit einem Umgang im Innern der Kirche. Der Eindruck, den man bei diesen orientalischen Ceremonien empfängt, ist der, daß diese guten Leute noch immer einen lebendigen Glauben haben, welcher sie drängt, ihren Gefühlen durch Gesänge, Musik und Jubel Ausdruck zu verleihen: Der orientalische Charakter bleibt sich eben immer gleich.

Eine schwarze Jagdgemeinschaft. „Alljährlich kommen,“ berichtet ein Missionär aus Afrika, „ganze Banden der Stämme von Makambwe, Mafoeh u. s. w. anfangs September nach Tete, um sich für einige Ellen Zeug und einige Pfund Glaskorallen den europäischen Jägern als Treiber und Führer anzubieten. Diese 200 bis 300 Mann starken Banden im Gänsemarsch vorüberziehen zu sehen, ist schon der Mühe wert. An langen Stöcken tragen sie ihre Waffen und ihr Reisegeräth. Ihr Haarputz hat alle möglichen Formen und Läunen der Kaffernmode und ist rein

unbeschreiblich; die meisten tragen eine Federkrone um die Stirne oder ein mit Porzellanscherben oder Elfenbein geschmücktes Diadem; andere haben statt dessen Streifen von einer Löwenhaut um den Kopf gebunden. Hals, Arme und Beine sind mit Ringen und anderem abenteuerlichen Zierat überladen. Oberhalb des Ellenbogens tragen sie meistens einen eigenthümlichen Porzellanknopf, das Zeichen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie; wenn der Träger dieses Schmuckes in der Fremde stirbt, nehmen seine Freunde die Zierat nach Hause mit und übergeben dieselbe als ein Zeichen der Freundschaft dem Weibe des Verstorbenen. Um die Lenden tragen sie an einem Diadem verschiedene Lederbeutel, den einen für Tabak, den andern für Salz, einen dritten für Glasperlen und einen vierten für Stamm-Amulette, einige Stücklein Amber, einige Löwenzähne und ähnliche Dinge, denen sie schützende Kraft zuschreiben. An demselben Riemen hängt auch die Schotenhülse einer Mawambefrucht, in welcher sie ihre Seife, eine harzige und wohlriechende Gummiart, bewahren. Jeder hat auch seinen „Mudsako“, ein sorgfältig geschnitztes, handbreithohes Stück einer wohlriechenden Holzart, welches sie als Kopfkissen benützen, so oft sie die Nacht unter freiem Himmel zubringen. An der Tragstange sind zehn Häute für Reis, Baumwolle, Glasperlen und ähnliche Tauschgegenstände; ferner Beile, Pfeile, Wurf- und Stoßlanzen und anderes Jagdzugzeug; endlich fünf oder 6 Flaschenkürbisse. Nun denken Sie sich 300 bis 400 so bepackter und gerüsteter Neger mit den Federkronen um das struppige Haar und den Thierhäuten um die Lenden, und Sie werden sich ein ziemlich zutreffendes Bild von einer afrikanischen Jagdgemeinschaft, welche zur Elefantenjagd aufbricht, entwerfen können.“

Chinesisches Wurstfest. Auch in China gehört das Schwein zu den beliebtesten Hausthieren; selbst der arme Mann kauft sich ein Schwein, wenn es ihm gelingt, einige Sapeken zusammen zu bringen, — und gelingt es ihm nicht, so macht er sich wenigstens aus Papier eins und stellt es vor seinem Gözenbilde auf. Das chinesische Schwein muß von Jugend auf eine bittere Schule durchmachen. Stall gibt es für dasselbe selten; bei Nacht muß es zumeist an der Hausthüre schlafen, und thut es das Schwein nicht willig, so gebraucht man Gewalt, — das Schwein wird einfach wie ein Hund angebunden. Bei Tag hat das Schwein für sein Fortkommen zu sorgen — es sucht die Straßen nach Abfällen und Unrat ab; hat es etwas erhascht, so ißt es recht, wenn nicht, so begibt sich das Schwein abends wehmüthig grunzend mit leerem Magen an seinen Strick. — Die Entbehrungen haben aber auch das chine-

ische Schwein zu einer wahren Jammergestalt gemacht. Unzählige Runzeln bedecken die ganze Stirn, gewaltige Ohrlappen blenden seine Augen und peitschen im Laufe seine Knöchel, die Rippen scheinen durch, die Hüftknochen treten hoch hervor, der Schwanz hängt garz melancholisch herab, spärlich bedecken schwarze Borsten die schmierige Haut — armes Geschöpf! Es lässt sich leicht denken, dass es eine ge- raume Zeit dauert, bis das Schwein bei seinen Strapazen und Nahrungsorgeln zu Fleisch kommt. Hat es aber einmal seine 80—100 Pfund erreicht, dann — liebes Schwein — bist du der Held des Tages, und das „Familienfest“ wird gefeiert. Wenn der bestellte Messer gekommen ist, wird das Schwein freigelassen, und eine Schar chinesischer Buben rennt hinterher. Wer es zuerst eingeholt hat, erfasst es schnell an den Hinterfüßen und wirft es zu Boden. Nicht selten müssen Schlingen und Schläge mit Knütteln und Stöcken beim Einfangen des Thieres behilflich sein. Wollte man es in einem Stalle binden, so müsste man auf die Freude der Keilerei verzichten und hätte zudem noch die Mühe, das geschlachtete Thier aus dem Stalle tragen zu müssen; das zu thun, ist in den Augen des Chinesen doch zu unpraktisch. Hat man endlich das zum Tode verurtheilte Vorstenthier am Boden liegen, so bindet man ihm die Beine zusammen und überlässt es so für eine gute Weile seinem Schicksale. Die Messer werden geweht, man raucht ein Pfeifchen und plaudert. So allgemach begibt man sich dann wieder an die Arbeit. Ist das Schwein abgeschlachtet, so wird an den Hinterbeinen durch einen einige Centimeter breiten Schnitt die Haut gelöst. Von der Schnittstelle aus wird ein fingerdicker meterlanger Eisenstab der Länge nach unter die Haut getrieben, und dann bläst man in die entstandene Deffnung mit dem Munde so lange Luft ein, bis das Thier lugelund und wohlgenährt aussieht. Der Schnitt wird hierauf mit einem Bindsfaden fest abgebunden. Das Ganze hat den Zweck, sich das Geschäft des Kratzens und Schabens zu erleichtern, das auf einer straffen Haut viel leichter und sauberer vor sich geht, als auf einer runzeligen. In kochend heißem Wasser gebadet, ist das Thier in ein paar Minuten spiegelblank. Hierauf werden die Eingeweide herausgenommen, das übrige Fleisch, einerlei ob Schinken oder Rippen, wird in gleich große Stücke geschnitten und auf den Markt getragen. Für den Selbstgebrauch lässt man nur ein wenig zurück, meistens nur die Gedärme und das Blut. Der Schweiß wird kleinen Kindern als probates Mittel gegen Speichelbluss in den Mund gesteckt. Auch die Galle dient zu medizinischen Zwecken. Als die vor-

züglichste Hinterlassenschaft des Schweines betrachtet der Europäer Würste und Schinken. In China kommen letztere nur in großen Städten in den Handel und sind meistens sehr ranzig; die ersten sind auch dem gewöhnlichen Chinesen sehr willkommen. Er macht in der Regel nur zwei Unterscheidungen von Würsten, nämlich gewöhnliche Würste und Wohlgeruchswürste. Die ersten sind weiter nichts als Gedärme, nicht bloß die Haut, sondern auch dem Inhalte nach. Ein Darm wird mit den übrigen Gedärmen angefüllt und erhält als Zugabe ein wenig Essig und Salz oder auch gar nichts. Die Wohlgeruchswürste aber bestehen aus feinem Fleische, das in große Würfel geschnitten ist; eine Menge Gewürze verleiht ihnen einen wahrhaft aromatischen Geschmack. Ich setze das Rezept der Gewürze bei, falls jemand Lust bekäme, sich eine chinesische Wohlgeruchswurst zu machen. Zu bemerken ist aber, dass die Gewürzmittel nicht unter das Fleisch gemengt, sondern in ein Säckchen gebunden sogleich mit dem Fleisch gekocht werden: 1. Anis, 2. Sternanis, 3. wohlriechende Iris, 4. Zimmet aus Ceylon, 5. alte Citronenschalen, 6. Gewürznelken, 7. Waldmeister, 8. Nügelchen. Derart haben die Chinesen schon vor Jahrhunderten ihre Würste bereitet, alle anderen Sorten Würste sind ihnen unbekannt.

Das Blut der Schweine wird gekocht und kommt als Beigabe zum Thee oder Wein, ebenso die Leber und das Herz.

Bei uns in Europa ist das Schwein ein beliebtes Hausthier ob seiner Fähigkeit, zur Lösung der Magenfrage beizutragen, aber besonderer Hochachtung erfreut es sich nicht. Es soll sogar Gesellschaftskreise geben, in denen man arg anstoßen würde, wenn man eine Schweineangelegenheit ins Gespräch ziehen würde. Als Rosenamen aber oder gar Ehrentitel darf der Name des feisten Grunzers überhaupt nicht verwendet werden, und gar manche, die dessen uneingedenk waren, brachte schon das Geschick an den Ort, der mit „Nummer Sicher“ bezeichnet wird. Anders aber ist es in China. Der gewöhnliche Name für das Schwein ist Tschu; Tschu heißt aber auch — „Herr“. und so könnte es dir leicht passiren, du kämst in China in ein Haus in Lackstiefeln, Frack und Cylinder und würdest bitten, dem Hausherrn vorgestellt zu werden und möchtest vorgestellt werden — dem Hausschwein. Ist schon vorgekommen.

Bei uns kann es ein Schwein nicht sonderlich weit bringen, entweder ans Messer oder, wenn es an einer Seuche verendet, unter den Rasen. Dagegen gibt es in China Schweine, die ganz andere Aussichten für die Zukunft hegen können. Es gibt dort nämlich Pagoden, in denen „heilige Schweine“ ge-

halten werden, für welche eine „fromme Seele“ ein Vermächtnis hinterlassen hat, laut dessen diese Thiere bis zu ihrem Tode gefüttert werden müssen. Solche glückliche Schweine werden oft sehr alt, können mit der Zeit vor lauter Feistigkeit nicht mehr aufstehen, und wenn sie verenden, bekommen sie einen Sarg, in dem sie beerdigt werden.

Eine chinesische Hochzeit. „Das beste Geschenk der Eltern für ihren Sohn ist eine junge Braut. Er darf sich selbst keine auswählen, sonst wäre es kein Geschenk mehr. Zudem ist die Liebe blind, die Eltern haben da einen ungetrübten Blick.“ So heißt es in einem alten chinesischen Ritual und so wird es auch gehalten. Und weil die Eltern selbst zu viel Sorgen haben, als dass sie noch für ihren Sohn eine Lebensgefährtin suchen könnten, so übertragen sie dieses Geschäft einer Mittelsperson. Diese ist gewöhnlich ein Frauenzimmer, und ihr Geschäft wird verachtet; sie gilt als niedrig und ehrlos. Das scheint aber niemand zu beirren — die Mäklerin nicht, denn sie macht ein gutes „Geschäft“, — die Eltern der Braut nicht, denn was einander bestimmt ist, muss einmal doch zusammenkommen, „ind ja die Füße der Brautleute schon seit der Geburt mit einem rothen Faden zusammengebunden, und niemand vermag es denselben zu lösen; die Braut nicht, denn sie kommt unter die heiße sehnte Haube, und den Bräutigam — auch nicht, denn dieser hat überhaupt nichts zu sagen.“

Ist eine Braut ausfindig gemacht worden und sind die beiderseitigen Eltern „handelseins“ geworden, so heißt es, den Tag zur Hochzeit festzustellen. Zu diesem Zwecke wird ein Astrologe herbeigerufen, und es wird ein „Glückstag“ gesucht. Bei Armen, wo das Trinkgeld nur gering ausfällt, plagt sich der Astrologe nicht sonderlich; bei Reichen hat freilich der Sterndeuter eine harte Arbeit, viel Studium und Rechnerei, aber dafür auch bessere Bezahlung.

Nun ist der Tag der Hochzeit gekommen. Freilich gibt es bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in verschiedenen Gegenden verschiedene Unterschiede, aber in der Hauptsache werden noch immer die Vorschriften beobachtet, welche im 12. Jahrhundert der weise Kaiser Tschu-hi erlassen hat. Im Hause des Bräutigams stehen zwei Tische bereit, einer gegen Osten, der andere gegen Westen, um die Last des Freudenmahles zu tragen. schon früh am Morgen hat sich der Bräutigam in seinen feinsten Staat geworfen, um seine Zukünftige abzuholen. Aber zuvor muss er noch den Ahnen im Ahnentempel mittheilen, was vorgehen wird, wobei es an Opfer nicht fehlen darf. Darauf empfängt der Sohn vor seinem Vater knieend von diesem folgende Belehrung: „Geh hin, mein Sohn, um jene hieher

abzuholen, welche im Verein mit dir Sorge tragen soll für unsere Ahnen, damit immerdar die Opfer rechtzeitig dargebracht werden. Sei von Achtung erfüllt gegen deine Braut, das wird dein Glück sichern.“

Darauf besteigt der junge Bräutigam das Pferd und reitet, von Freunden begleitet, die angezündete Laternen tragen, um die Braut. Auch im Hause der Braut wird den Ahnen ein Besuch abgestattet und ein Geschenk überreicht — eine wilde Gans, das Bild der ehelichen Treue. Nach vielen und vielen Complimenten, an denen der chinesische Umgang so reich ist, schüttet sich die Braut zum Abschied an; sie kniet sich vor die Mutter hin und erhält von dieser folgende Belehrung: „Kleine Tochter, sei bescheiden, eingezogen und auf deiner Hut Tag und Nacht! Hüte dich davor, jemals deinen Schwiegereltern zu missfallen!“

Jetzt muss die Braut in die bereitstehende Sänfte steigen, wobei ihr der Bräutigam die Thüre öffnet. Dann schwingt er sich selbst in den Sattel und reitet voraus, um die Ankunft der Braut anzukündigen. Auf dem Wege muss genau achtgegeben werden, dass der Zug nicht an einem alten Brunnen, an einer Ruine oder an einem Trauernden vorbeikomme. Sitzt aber eine solche Begegnung unvermeidlich, so muss der Braut das Gesicht mit rohem Tuche gut verdeckt werden.

Bei der Ankunft der Brautfänfte krachen unzählige Petarden — um die bösen Geister zu verscheuchen. Eine Anzahl sorgsam ausgewählter Matronen empfangen die junge Braut am Eingange ihres neuen Hauses und überschütten sie mit Glückwünschen. Frauen von zweifelhaftem Ruf, Trauernde oder Witwen dürfen für diesen Ehrendienst nicht verwendet werden. Hierauf bringen Bräutigam und Braut den Ahnen die üblichen Glückwünsche dar, wechseln auch gegenseitig verschiedene Complimente; dann bringt man ihnen ein mit rotem Faden umwundenes Gefäß Wein, aus dem sie gemeinschaftlich trinken. Der Faden soll an die Unauflöslichkeit der Ehe erinnern. Desgleichen essen sie zusammen von einem weißen Hühnchen, — um Heil und Glück zu verzehren.

Jetzt wird endlich die Braut in einem Nebengemach entschleiert und legt seidene buntgestickte Brautkleider an; auf den Kopf wird ihr ein kronenartiger Schmuck gesetzt. Der Bräutigam darf am Hochzeitstage Mandarinkleider tragen; außerdem ist er noch kreuzweise mit einem rotheidenen Bande umwunden und auch sein Hut ist bunt geschmückt.

Nun soll sich das junge Paar zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Es öffnet sich die Thüre des Nebengemachs und herein trippelt die Braut. Wird sie das Wohlgefallen des Mannes erregen? Gewiss, wenn sie nur recht kleine Füßchen hat, denn

darin besteht die Hauptschönheit der chinesischen Damen. Hat nun der Mann seine Frau in Augenschein genommen, muss sich dieselbe in der Mitte des Zimmers niedersetzen und auf ihrem Stuhle stundenlang verharren, bis die Schaulustigen alle ihre Neugierde befriedigt haben. Dabei darf die Frau weder weinen noch lachen, weder sprechen noch aufstehen; würde sie ihre Geduld und Fassung verlieren, so hätte sie fürs ganze Leben das Ansehen verloren. Die müsigen Zuschauer sind aber nichts weniger als ruhig und eingezogen. Alle machen ihre Bemerkungen; der eine lobt, der andere tadeln, und das alles dauert bis der Abend anbricht und die Bielgeplagte erlöst.

Während sich im Hause des Bräutigams alles freut, beweint die Mutter der Braut den Verlust ihrer Tochter. Als Zeichen des Schmerzes lässt man noch drei Tage nach ihrem Scheiden keine Lampe brennen.

Nach der Heirat lässt man die junge Frau drei Tage im Frieden; am dritten Tage aber muss sie ein Essen bereiten für ihre Schwiegermutter; gelingt es ihr, den richtigen Geschmack zu treffen, so hat sie gewonnen. Deshalb erkundigt sie sich schon beizeiten, ob die Schwiegermutter gern süß oder sauer oder salzig ist; und in der Regel wird dann das Essen zu süß oder zu sauer oder es ist versalzen. Andererorts herrscht wieder die Sitte, dass die junge Frau am dritten Tage eine neue Hose anfertigen muss, denn das chinesische Sprichwort sagt: „Wer zunächst eine Hose macht, verlebt glückliche Tage.“

Wie die Neger telegraphieren. Professor Garner berichtet in einer englischen Zeitschrift, wie die Einwohner von Inner-Afrika sich ohne Telegraph dennoch mit weiter entfernten Gegenden zu verständigen wissen. Als Professor Garner einst den Kamerunfluss hinauffuhr, hörte er in der Ferne den Ton einer eigenartig geschlagenen Trommel und bald darauf eine zweite Trommel, die, ebenso eigenartig geschlagen, der ersten gleichsam antwortete. Er fragte seinen schwarzen Ruderer, was das zu bedeuten habe, und nach genauem Lauschen antwortete dieser: „Vor der Stadt Kamerun liegt ein Fischerkahn, und der Fischer trommelt: Komme nach dem Ufer, ich habe drei große und zwei kleine Fische zu verkaufen, heute früh erst gefangen.“

„Und was antwortet die andere Trommel?“

Er lauschte und sagte: „Ein zweiter Fischer trommelt: Er liegt, seine Fische sind alt, kaufe bei mir sieben große, frische Fische.“

In Kamerun angekommen, befahl der Professor dem Ruderer, ihm die beiden Fischer zu zeigen, und wirklich stimmte alles mit seiner Aussage überein; die Fischer waren noch da und die Fische auch.

Einige Zeit nachher befand sich genannter Professor in einer Stadt und verlangte einen Kahn mit Ruderern. Ein solcher Kahn war jedoch in dieser Stadt nicht zu erlangen, indessen sagte ihm ein Neger, dass er sich in einem zwölf Meilen entfernten Orte danach erkundigen wolle. Ein Eingeborener nahm hierauf eine Trommel und fieng an, eigenartig darauf zu trommeln, ähnlich dem Getick des Stiftes in unseren Telegraphenstationen. Eine entfernte Trommel wiederholte es ganz genau, darauf schwächer eine dritte; dann hörte man ganz schwach eine vierte Trommel, die es einer fünften signalisierte, endlich hörte man nichts mehr. Nach einiger Zeit empfing der Professor auf die nämliche Art die Antwort, dass das verlangte Boot mit Ruderern abgefahren sei und zur bestimmten Zeit eintreffen werde, was auch wirklich geschah. Alle Botschaften werden so von Stadt zu Stadt weiter getrommelt, und da die Ortschaften nur 1500 bis 3000 Meter von einander entfernt sind, kann man das Trommeln deutlich hören. Selbst Vornamen können auf diese Weise mitgetheilt werden. Ähnlich wie beim Telegraphieren scheint man sich stets abgekürzter Säye zu bedienen, z. B.: Boot senden — vier Ruderer.

Das Gesagte erklärt vielleicht, wie es möglich war, dass die Araber, welche in der Nähe der Pyramiden wohnten, den Fall der Stadt Chartum und den Tod des General Gordon im Jahre 1885 schon viele Tage früher wussten, als der Telegraph es von der Grenze des Sudan nach Kairo berichtete. Und doch ist Chartum über tausend englische Meilen von Kairo entfernt und der Telegraphendienst überall in den Händen der Regierung. So wussten die Araber zwei ganze Tage früher als die Regierung den Verlust der ägyptischen Armee unter Baker Pascha, sie kannten selbst viele Einzelheiten des Geschehens, welche erst einige Tage nachher durch telegraphische Depeschen bestätigt wurden.

Der Kautschuk. Es gibt am Congo mehrere Arten von Lianen, deren Saft Kautschuk enthält, jedoch diejenige Pflanze dieser Gattung, welche diesen Stoff am reichlichsten besitzt, und zugleich die einzige, aus welcher er bis jetzt gewonnen wird, ist die *Landolphia*. Es ist dies eine Schlingpflanze, etwa unserem *Epheu* ähnlich, jedoch von riesenhafter Art, deren Hauptstengel am Grunde mitunter eine Dicke von 20 cm erreicht. Dieser Hauptstengel theilt sich weiter oben in mehrere Arme, welche mit feinen Fasern von erstaunlicher Zähigkeit versehen sind. Mittelst derselben hängt sich die Pflanze an die umstehenden Bäume, umschlingt ihren Stamm, klettert auf ihre Reste und erhebt sich auf diese Weise oft bis zu einer Höhe von 20 Meter. Zwischen ihren

ziemlich spärlich stehenden Blättern von dunkelbrauner Farbe entfalten sich prächtige Sträusse von weißen Blüten, deren köstlicher Duft sich weithin verbreitet. Allein um die Schönheit einer Blume und um ihren Duft kümmern sich die Neger gar wenig; sie haben ungefähr soviel Verständnis dafür wie der Fisch von einem Apfel.

Die ersten Neger, welche von den Weizen bei der Kautschukreife verwendet wurden, schnitten einfach den Stengel der Pflanze dicht über dem Erdboden ab und sammelten den aus der Wurzel aufsteigenden Saft in einer Art Wasserflamme. Das hieß eine Pflanze vernichten, welche bei angemessener Behandlung noch Jahre hindurch reichen Ertrag hätte geben können, weshalb dieses Verfahren auch jetzt gesetzlich streng untersagt wurde.

Die Neger ernten den Kautschuk auf dreifache Weise. Die im Dienste der amerikanischen Handelsgesellschaft stehenden machen einen Einschnitt in den Stengel und stellen einen Flaschenkürbis darunter. Die anderen, welche ihre Producte an die Factoreien der belgisch-afrikanischen Handelsgesellschaft verkaufen, haben ein zweifaches ebenso mangelhaftes Verfahren. Die Trägsten von ihnen begnügen sich damit, einige Löcher in den Stengel zu machen, dann lassen sie den Saft zur Erde rinnen und sammeln ihn erst auf, nachdem er sich verdichtet und mit allen möglichen fremden Körpern vermengt hat, welche wohl sein Gewicht vermehren, jedoch seine Qualität nicht verbessern, wie sich leicht einsehen lässt.

Andere sind noch erfunderischer darin dieses Product zu entwerten; sie begeben sich in den Wald, nur mit einem gewöhnlichen Messer versehen. Nachdem sie zuerst einen Einschnitt in den Stengel gemacht haben, fangen sie den hervorquellenden Saft mit der Hand auf und bestreichen sich damit die Haut. Sobald kein Saft mehr aus dem Einschnitt fließt, klettern sie höher hinauf, machen abermals einen Einschnitt und gelangen so oft bis zum Gipfel der Bäume, welche die Schlingpflanze tragen. Sie steigen erst hinab, wenn ihre Arme und Beine, ihr ganzer Körper mit der durch die Sonnenhitze steigartig verdichteten Kautschukmasse überzogen ist. Jetzt heißt es aus diesem eigenartigen Handschuh herauszukommen. Dies wird erreicht, indem man sich tüchtig mit Sand abreibt; dieser ganz mit Kautschuk durchtränkte Sand wird dann in Kugeln zusammengeballt und gibt den Kautschuk in Kugelform, der dann erst auf ziemlich kostspielige Art gereinigt werden muss. Die so von den Messern der Eingeborenen verwundeten Pflanzen werden bald mit runzeligen

Narben bedeckt, sterben jedoch dadurch ab. Zimmerhin muss man zwei bis drei Jahre warten, ehe man wieder neuerdings ernten kann.

Conservern der Eier bei großer Hitze.
Manche der afrikanischen Missionäre bedienen sich eines sehr einfachen Mittels, um Eier bei großer Hitze zu conservern. Da das Recept für jedes Hauswesen brauchbar sein dürfte, lassen wir hier dasselbe folgen: Auf zwei Liter Wasser nehme man eine Messer spitze voll übermanganfauren Kali und mische gehörig, bis das Salz sich aufgelöst und das Wasser eine dunkelrothe Farbe angenommen hat. Dann lege man die Eier, welche vorher sorgfältig gereinigt werden müssen, in diese Lösung und sorge, dass sie ganz davon bedeckt werden. Nach einer Stunde nehme man sie heraus, trockne sie ab, wickle sie Stück für Stück in reines Papier und bewahre sie an einem trockenen, frostfreien Orte auf. Die Eier halten sich so über 7 Monate, ohne etwas von ihrem guten Geschmack zu verlieren, während sie einen unangenehmen Beigeschmack annehmen, wenn sie in Kalk, Spähen oder dgl. aufbewahrt werden. Die Schale wird zwar braun oder braungelb, was aber gar nicht unappetitlich aussieht. Da die Poren dicht geschlossen sind, so ist dieselbe sehr fest. Die Methode ist einfach und billig. Zum Einwickeln nehme man womöglich weißes Seidenpapier, weil dasselbe die Schale am besten umhüllt.

Marienverein für Afrika. In der am 22. Februar abgehaltenen Jahressitzung des Centralausschusses wurden die vorhandenen Vereinsgelder in folgender Weise vertheilt. Die Mission für Centralafrika erhielt 10.000 Kronen, das österreichische Missionshaus in Brixen ebenfalls 10.000 Kronen, die Franciscaner-Mission in Oberägypten 1200 Kronen, das Missionshaus St. Gabriel bei Mödling 1000 Kronen, die Trinitarier in Gersthof zur Heranbildung von Missionären für Afrika 1000 Kronen, die Oblaten vom heil. Franz von Sales 300 Kronen, der Missionär Franz Mayr in Pietermaritzburg (Natal) 400 Kronen, die Jesuitenmission am Sambesi 200 Kronen und die Franciscanerinnen im Eichgraben bei St. Pölten 200 Kronen.